

Der Bote aus dem Ruhrta.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Sattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 16 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrta.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Sattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrta.“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Von Donaueschingen aus, wo er mehrere Tage zur Jagd weilte, hat

der Kaiser

dem Benediktinerkloster Beuron einen Sonntagsbesuch abgestattet. Es ist bekanntlich nicht der erste gewesen; schon früher hat Wilhelm II. eine ostentative Vorliebe für die gelehrten Mönche gezeigt und diese auch durch die Stiftung eines Kreuzes für das Kloster zum Ausdruck gebracht. Diesmal war sein Besuch gekennzeichnet durch eine Ansprache an den Abt, die weit über die Presse ein gewisses Aufsehen erregt. Sie enthält nichts weniger als die prinzipielle Aufstellung des Kaisers über das Verhältnis von Krone und Kirche, und obwohl die kirchliche Gesinnung des Monarchen ja bekannt ist, ist sie von ihm selten so scharf und prägnant formuliert worden. „Altar und Thron gehören zusammen, beide müssen zusammenarbeiten gegen gewisse „Gedanken des 20. Jahrhunderts“. Was das für Gedanken sind, führt der Kaiser nicht aus, aber der Hinweis darauf, daß ihre „Besämpfung nur mit Hilfe der Religion und mit Unterstützung des Himmels freigeist durchzuführen werden“ könne, deutet auf die materialistisch-sozialistische Weltanschauung und ihre Vertreter hin.

Wieder ein persischer Appell an Kaiser Wilhelm.

In Teheran, der Hauptstadt Persiens fand eine von den Jungtürken einberufene Versammlung von mehreren tausend Menschen statt. Der Kanonensplatz war zur Vorhut von der Polizei und Gendarmerie stark besetzt. Es ereignete sich aber kein Zwischenfall. Auf dem Platze wurde die Zeitung „Kigalat“ verkauft mit dem Abdruck eines Artikels des „Berliner Lokal-Anzeigers“ über die Protestversammlung in Konstantinopel. Hingegen war die Aufforderung, sich Deutschland anzuschließen; die Versammlung wurde eröffnet durch Sadrululama, einen hohen Geistlichen. Darauf sprachen fünf Redner, welche die unglückliche Lage des Landes beleuchteten und gegen die Vergewaltigung Persiens durch die englische und russische Regierung protestierten. Sie verlangten Zurückziehung sämtlicher fremden Truppen aus Persien und regten unter lebhaftem Beifall Anlehnung an die Türkei und in größter Not einen Appell an den deutschen Kaiser an. Zum Schluss wurde eine Resolution angenommen, in der gegen die russisch-englischen Maßnahmen protestiert wird, und sämtliche Kabinette und Parlamente gebeten werden, für die bedrohte Selbständigkeit Persiens einzutreten.

Nun bringt die Erkenntnis, daß der bestehende Fleischnot

abgeholfen werden müsse, bereits in die Regierungskreise. Wie das Reichsland, so haben Baden und Württemberg Fleischlieferungen für die Fleischfabrik aus Frankreich getroffen, und ihnen wollen jetzt die bayerische und die sächsische Regierung nachfolgen. Zum großen Schmerz der norddeutschen Agrarier. Das Blatt des Bundes der Landwirte, die „Deutsche Tageszeitung“, „bedauert aufs tiefste“, daß Bayern sich nicht nur an den anderen Bundesstaaten bezüglich der Zulassung des französischen Schlachthofes angeschlossen hat, sondern auch die Erleichterung der dänischen Schlachthofeinfuhr bei der Reichsregierung beantragt. Sie sieht schon voraus, daß ganz allgemein eine Öffnung der Grenzen eintreten würde, und setzt darüber, daß das Vieh der deutschen Landwirtschaft nicht

„gegen die Seuchengefahr geschützt werde“. Das alte Lied, die alte Melodie, die nun seit Jahrzehnten von den Agrariern zur Wahrung ihrer Interessen gesungen wird! Mit Macht und Eifer suchen sie darauf hinzuwirken, daß die Reichsregierung, d. h. Preußen, nicht etwa den Anträgen auf Erleichterung der Fleischzufuhr nachgibt.

Mit besonderer Spannung sieht man diesmal den Verhandlungen des am Dienstag wieder zusammengetretenen

deutschen Reichstages

entgegen, von denen man — ob mit oder ohne Grund, bleibt abzuwarten — eine Klärung der durchaus ungewissen und zerfahrenen politischen Lage erhofft. Die Tagesordnung der ersten Sitzung klang freilich recht belanglos und harmlos, denn von der Verringerung der Gebührenordnung, vom Schutz der Reichsbanknoten und von der Befestigung von Tierkadavern wird man einen politischen Umschwung faßlich nicht erwarten können. Bedeutender könnte schon die Erziehung für den Posten des zweiten Vizepräsidenten werden. Denn wie die Amtsniederlegung des Prinzen Ernst von Hohenlohe-Langenburg eine politische Demonstration darstellte, so wird voraussichtlich auch die Wahl des Erzherrmannes einiges Licht auf den derzeitigen Kurs im Reichstag werfen. Jedenfalls scheint festzustehen, daß die nationalliberale Partei es nach wie vor ablehnt, sich am Reichstagspräsidium zu beteiligen, wie ja auch schon auf dem Parteitag der badischen Nationalliberalen die von rechts erdnende Sammlungsparole unter der ausdrücklichen Zustimmung des Führers der Gesamtpartei, des Abgeordneten Bassermann, eine entschiedene Abweisung erfahren hat.

Die unverzügliche Auflösung des englischen Parlaments ist beschlossen worden. Der früheste Termin für die Neuwahlen zum Parlament kann Sonnabend, der 3. Dezember, sein. Aus Verhörungen des Ministerpräsidenten Asquith geht hervor, daß die Regierung gewillt ist, die Krisis zu beschleunigen und zu einem endgültigen Abschluß zu bringen. Falls am Montag den 28. November der König das Wahldekret unterzeichnet und am 29. die Wahlkreisabgrenzung erfolgt, können bereits Freitag, den 2. Dezember in einigen größeren Städten die Wahlen stattfinden. Diese dürften allerdings keine großen Veränderungen erheben, da sie, wie der Wahlkreis Joe Chamberlains in Birmingham, fester Parteibasis sind. Am Tage darauf, dem 3. Dezember, wird dann in über hundert Wahlkreisen schon die Entscheidung fallen.

Als bedeutende historische Tatsachen zu verzeichnen und daher nicht zu übergehen sind zwei Ereignisse der orientalischen Welt.

Der Abschluß der türkischen Anleihe

ist in Konstantinopel zwischen der Pforte und den deutschen und österreichischen Banken vollzogen worden. In Frankreich bezog man seinen Mißmut über diese Tatsache dadurch, daß die französischen Banken ihre Botsengelder aus Deutschland zurückzogen. In Madrid schloßen zugleich Spanien und Marokko durch ein vertragliches Abkommen Frieden. Natürlich muß Marokko dabei wieder bluten, und es scheint wirklich ein sehr reiches Land zu sein, wenn es an seinem Leibe zwei so starke Blutegel wie Frankreich und Spanien auf die Dauer ertragen kann.

Die Städte im niederrheinischen Industriegebiet

haben in den letzten drei Jahrzehnten infolge des Aufblühens der Industrie eine große Entwicklung durchgemacht. Jedoch ist die Entwicklung bei den Städten nicht immer gleich geblieben. Einige, die um 1880 mit ihrer Einwohnerzahl mit an erster Stelle standen, sind im Laufe der Jahre weit in den Hintergrund gedrängt worden. Interessante Aufschlüsse darüber gibt eine in den Monatsblättern der Düsseldorf Handelskammer enthaltene Statistik. Danach stand im Jahre 1880 Köln mit rund 144.800 Einwohnern an der Spitze. Auch im Jahre 1905 — bis zu welchem Zeitpunkt sich die Statistik erstreckt — hat sich Köln seine erste Stellung mit 428.800 Einwohnern bewahrt. Anders erging es der Stadt Barmen, die im Jahre 1880 die zweitgrößte Stadt war. In dem Zeitraum von 25 Jahren ist sie bis in die siebente Stelle gedrückt worden. Neben Düsseldorf wurde sie von Duisburg, Elfen, Dortmund und auch von der Schwesterstadt Elberfeld überflügelt. Aber auch Elberfeld ist aus der vierten in die sechste Stelle gelangt. In Prozenten ausgedrückt, nahmen die Einwohnerzahlen in der Zeit von 1880 bis 1905 zu u. a. Krefeld 49,3, Barmen 62,5, Elberfeld 74,1, Remscheid 114,2, Dortmund 169,8, Sagen 194,9, Köln 196. In Duisburg und Elfen betrug die Bevölkerungszunahme weit über 200 Prozent. In Gelsenkirchen stieg die Einwohnerzahl in dem angegebenen Zeitraum gar um 905,8 Prozent.

Arbeiterversicherung.

Massenuntersuchungen von Unfallverletzten. Ein im Februar 1910 von der Zuderberufsgenossenschaft an eine Reihe von Ärzten gerichtetes Zirkularschreiben teilt die Absicht der Berufsgenossenschaft mit, die Verletzten nicht mehr einzeln, sondern in größerer Anzahl an bestimmten Orten in Gegenwart eines Beamten der Verwaltung untersuchen zu lassen und zwar nicht nur Rentenempfänger, sondern auch Verletzte mit frischen Schäden, um mit dem Arzt beurteilen zu können, ob besondere Maßnahmen innerhalb der ersten dreizehn Wochen nach dem Unfall zu treffen sind. Hieran wird die Anfrage geknüpft, ob der Arzt diesen Massenbetrieb gegen eine Bezahlung von 3 Mk. für jede Untersuchung einschließlich einer daraufhin auszufüllenden Formularbeurteilung mitmachen wolle, und es wird hinzugefügt:

Obgleich Sie jetzt in der Regel für eine Begutachtung 10 Mk. berechnen, würden Sie an Ihrer Gesamteinnahme voraussichtlich keinen Schaden haben, weil wir Ihnen eine größere Anzahl von Verletzten zuführen würden. Außerdem würde das in Aussicht genommene Verfahren für Sie insofern eine Erleichterung bedeuten, als die Vorladungen der Verletzten von hier aus erfolgen und auch die Rücksendung der Akten und Gutachten Ihnen nicht mehr obliegen würde.

In ähnlicher Weise sollen auch andere Berufsgenossenschaften vorgehen sein. Es wäre erwünscht, wenn be-

„Ja, beim Souner!“

Skizze von Frédéric Boutet.
Deutsch von M. Doering.

UR. „Bei dem Manne ist nichts zu machen“, erklärte Barfin entschieden, indem er seinen Grad anzog, um sich zum Diner des australischen Milliardärs Email zu begeben, bei dem er und sein Komplize Harry einige Wochen zuvor einzeln ihre Karrieren abgegeben hatten.

„Es ist wirklich nichts zu machen bei Email“, wiederholte Barfin nachdenklich. „Er ladet uns allerdings ein, nennt uns seine alten Freunde, aber dennoch ist nichts mit ihm anzufangen. Seine Villa ist wie ein Gefängnis bewacht; seine Dienerschaft hat den strikten Befehl, jeden, wer es auch sei, niederzuschlagen, der uneingeladen sein Grundstück betritt; er hält die bissigsten Hunde und hat an allen Türen die widerstandsfähigsten Sicherheitskloster. Dabei hat er keinen überflüssigen Sou baren Geldes im Hause. Alles ist auf der Bank. Er blendet seine Gäste schier mit dem raffiniertesten Luxus, den er bei seinen Empfängen entfaltet; aber er scheut nicht davor zurück, um eines Lumpigen Franken willen einen Menschen zu töten. Ein gerissener Galunke, dem nicht beizukommen ist! Selbst in der Trunkenheit verläßt er noch das Glücksspiel. — Es ist nichts zu machen!“

„Er besitzt unschätzbare Juwelen, und sein Silbergeschätz ist unsummenwert“, erklärte Harry durchaus nicht abgeschreckt. „Seine Kleinodien befinden sich in einem Gelbfabrikat, der massiv wie ein Festungsturm ist. Wie soll man da herankommen? Und das Tafelservice — nun, Sie glauben doch nicht etwa, daß er sich das ohne weiteres stellen läßt? Außerdem habe ich auch keine Lust, wegen derartiger Lappalien meine Haut zu Markte zu tragen.“

„Seine Dessertbesteck sind aus echtem Gold, höchst kunstvoll ziselirt und mit Edelsteinen reich besetzt“, unterbrach ihn Harry.

„Allerdings“, erwiderte Barfin, „der Idiot bildet sich ein, er würde durch einen derartigen Luxus berühmt. Nächstens wird er noch das Dreppengeld mit Diamanten besetzen lassen. Dafür trägt er auch fortwährend einen geladenen Revolver in der Rocktasche und umgibt sich mit Geheimpolizisten. — Es ist nichts zu machen!“

„Da bin ich anderer Meinung.“ Der junge Harry erhob sich bei diesen Worten. „Ich bin entschlossen, in Emails Haus zu „arbeiten“, ob Sie wollen oder nicht. Gleich heute abend gedente ich den Anfang zu machen. Jetzt habe ich noch einen Gang vor. Ich treffe Sie dort später.“ Er machte ein paar Schritte nach der Tür hin.

„Ja, was ich noch sagen wollte“, ich werde in Zukunft überhaupt allein arbeiten und erkläre unsere geschäftlichen Beziehungen von Stunde an für aufgehoben.“ Damit ging er hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Bei dem Milliardär Email war abends eine lustige Gesellschaft versammelt. Die Gäste, zwanzig an der Zahl, — meist Abenteuer und Abenteuerinnen — unterhielten sich an üppiger Tafel aus Beste. Ausgelassenes Lachen erfüllte den glänzend decorierten Festsaal, in dem die Diener auf unhörbaren Gummiföhlen die Schüsseln auftrugen.

Die animierte Stimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Das Dessert wurde serviert, und die kostbaren, goldenen Bestecke, die das besondere Interesse Harrys erregt hatten, erschienen auf der Tafel. Barfin, der, bisher mit seinen Gedanken beschäftigt, nur zerstreut an den Gesprächen teilgenommen, warf plötzlich einen prüfenden Blick auf seinen früheren Kompagnon, der ihm gegenüber, an der anderen Seite der Tafel, saß.

Harry schien recht vergnügt. Nachlässig spielte er mit seinem goldenen Dessertbesteck, während er sich gelegentlich mit seiner schönen Nachbarin, einer exotischen Prinzessin, unterhielt.

Ein schallendes Gelächter, das einem Witz Emails folgte, unterbrach für einen Augenblick die allgemeine Unterhaltung. Aller Augen wandten sich dem geistreichen

Gastgeber zu. Da bemerkte Barfin, wie Harry geschickt den Arm benutzte und sein Goldbesteck in seinem linken Ärmel verschwinden ließ, indem er gleichzeitig ein imitiertes daraus hervorholte. Das unechte Besteck war von weitem nicht von den echten zu unterscheiden. Barfins Blick begegnete, als der Trick geglückt war, dem Harrys, der spöttisch zu sagen schien: „Siehst du, daß wohl etwas zu machen ist!“

Nun nahm plötzlich Barfin mit lebendwürdiger Miene am Gespräch regen Anteil. Er unterhielt sich mit seinem Nachbarn über die neuesten Tricks eines bekannten Artisten und gab mit weithin tönender Stimme sein Urteil dahin ab: „Derartige Kunststücke sind keineswegs so schwierig, wie das Publikum annimmt. Ich selbst bin bereit, Ihnen einen Beweis dafür zu liefern.“

„Was wird das Rares sein!“ spöttelte Email, der bereits angeheitert war.

„Wollen Sie mit mir wetten, daß ich Ihnen hier, an Ihrer Tafel, ohne jede Vorbereitung ein überraschendes Kunststück vormachen kann?“ drängte Barfin.

„Ich weite niemals“, rief der Milliardär, „aber ich gestatte Ihnen, den Trick vorzumachen — wenn Sie's umsonst machen wollen. Ich habe Sie ja auch ohne Bezahlung eingeladen!“

„Ungläubiger, der Sie sind.“ Barfin lächelte. „Warten Sie, ich werde Ihnen Beifall schon erringen. . . Hier, dies goldene Besteck —“ er hob Messer, Löffel und Gabel in die Höhe.

„Achtung!“ schrie Email aus voller Kehle. Und es blieb unentschieden, ob er die Aufmerksamkeit seiner Gäste oder seiner Geheimpolizisten auf Barfins Bewegungen lenken wollte.

„Hier, dieses wertvolle Besteck“, wiederholte Barfin, „ist ziemlich schwer. Ich stecke es — bitte, geben Sie genau acht, meine Herrschaften! — in meine innere Rocktasche.“

Die Gäste folgten interessiert seinen Bewegungen. „So, nun stecke ich meinen Grad mit dieser Nadel

Kannt wurde, welchen Erfolg einmal dieses Rundschreiben gehabt hat — bekanntlich steht die ärztliche Gebührenordnung für Untersuchungen und Gutachten eine weit höhere Minimaltaxe vor — dann aber auch, welche Folgen dieses Massenuntersuchungsverfahrens für die Unfallverletzten selbst gehabt hat.

Eine amüsante Episode vom fächst'en Ballon-Wettfliegen

wird von einem Teilnehmer erzählt. Der Ballon „Zwidau“, den der Chemiker Kaufmann Fritz Bertram führte, machte in der Nähe von Vauken auf dem Grundstücke des Klosters Maitenstern die nicht sehr erwünschte Bekanntschaft mit dem Erdboden. Die Schleifbahn dauerte zwar nicht lange, aber die Gondel stieg dabei so unfaßlich auf den Boden auf, daß ein Korb in schönem Boden über den Rand der Gondel flog. Der Korb aber enthielt außer einer Säge und einem Beile den Proviant der Luftschiffer: zwei Flaschen vom besten Sekt, delikate Süßkerne und Reisboulillon in Thermosflaschen. Beträbt blühten die Luftschiffer den entgangenen Genüssen nach. Zwar ließ Herr Bertram sofort eine Visitenkarte nachschicken, doch war er nicht Optimist genug, an die Wiedererlangung der schönen Sachen zu glauben. Um so freudiger war er überrascht, als er jetzt eine Sendung des Klosterinspektors erhielt und mit ihr die Säge, das Beil, die Süßkerne und die Reisboulillon. Doch des Lebens ungetrübte Freude ward keinem Erblassen teil: Gerade das Beste, der köstliche Sekt, fehlte. Der aber war, wie der Inspektor mitteilte, ausgelassen! So wenigstens sagte es dem Inspektor der Kinder, und der muß es ja wissen!

Wohnungselend in Berlin.

Nach den neuesten Aufstellungen der Berliner Wohnungen, nach Größenverhältnissen geordnet, wie sie sich in den amtlichen statistischen Monatsheften von Groß-Berlin findet, ergeben sich für das eigentliche Berlin, ohne Vororte, wahrhaft erschreckende Zustände. Es wurden insgesamt 524 441 Wohnungen gezählt. Davon bestehen 189 247 Wohnungen aus einem heizbaren Zimmer mit Küche, 34 444 aus Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer ohne Küche, 25 766 Wohnungen bestehen überhaupt nur aus einem Raum ohne Küche und 7975 Wohnungen nur aus einer Küche. Ferner sind 145 326 Wohnungen mit zwei heizbaren Zimmern und Küche vorhanden und 13 793 Wohnungen mit 2 Zimmern ohne Küche. Es ergibt sich also, daß von den rund 525 000 Wohnungen über 416 000 Wohnungen kleiner sind als Zweizimmer-Wohnungen, davon ist sogar der überwiegende Teil nur Einzimmer-Wohnungen. Die Behausungsziffer ist gerade in den Einzimmer-Wohnungen am höchsten, aber auch die Zweizimmer-Wohnungen weisen sehr hohe Belegziffern auf, weil bei dieser Art Wohnungen das Schlafstellenwesen blüht. Es folgen dann 50 686 Wohnungen mit 3 heizbaren Zimmern und Küche und 8344 Wohnungen von 3 Zimmern ohne Küche; ferner 22 563 Wohnungen von 4 Zimmern. Nur eine verschwindend kleine Zahl von Wohnungen, nämlich 26 297, das ist etwa der 20. Teil aller in Berlin vorhandenen Wohnungen, weist mehr als 5 Zimmer auf. Der Vollständigkeit wegen sei mitgeteilt, daß es 11 732 Wohnungen mit 5 Zimmern gibt, 6394 mit 6, 3443 mit 7, 19 125 mit 8, 1003 mit 9 Zimmern. Die Ziffern der Wohnungen mit mehr als 10 Zimmern fallen dann sehr schnell ab, doch gibt es noch über 100 Wohnungen mit mehr als 20 Zimmern.

Die obigen Zahlen müssen die schwersten Bedenken erwecken. Etwa die Hälfte aller Berliner Wohnungen sind also Einzimmer- oder Ein-Raum-Wohnungen und 1/4 aller Wohnungen bleiben unter der Zweizimmer-Grenze: in diesen Räumen hausen nun 1,9 Millionen von den 2,1 Millionen Bewohnern Berlins, das heißt über 90 Prozent der Gesamtbevölkerung. Alle Bestrebungen auf Hebung der Volksgesundheit, ebenso alle Jugendfürsorge- und Sittlichkeitsbestrebungen werden vergeblich bleiben, solange ein solches Wohnungselend herrscht.

Die jüngsten Ausgrabungen in Ägypten.

Ueber die Erfolge der letzten ägyptischen Ausgrabungen, die sich, unter der Leitung Hinders, Petris, auf die Umgebung der altberühmten Pyramide von Seneferu erstreckten, berichtet Dr. L. Caze in der Revue interessante Einzelheiten. Es ist Petri gelungen, festzustellen, daß die Pyramide von Seneferu vier Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung entstanden ist. Eine der benachbarten Grabstätten, eine der größten, die in jener Region zu finden sind, ist augenscheinlich aus Baumstämmen der Pyramide errichtet. Diese Grabstätte, in der ein hoher Würdenträger beigesetzt wurde, dessen Identität noch nicht festgestellt ist, besitzt keinen äußeren Zugang. Sie wurde also erst nach der Bestattung von den altägyptischen Baumeistern errichtet. Die Totenkammer ist aus mächtigen Steinblöcken getürmt, von denen einzelne ein Gewicht bis zu 40 Tons haben. Im Innern der Kammer fand man einen großen Granit Sarkophag, den ältesten, den man bisher kannte. Der Sarkophag wiegt nicht weniger als 8500 Kilogramm, der Deckel allein hat ein

zusammen, hatte meine Hände in die Höhe — und werde das Besteck aus dem Armel jenes Herren dort drüben — er bezeichnete Harry — „hervorholen.“

Erstreckte sprang Harry von seinem Sitz auf. „Bitte, sitzen bleiben! Bemühen Sie sich nicht!“ Mit erhobenen Händen schritt Varin auf ihn zu. Dann löste er vor aller Augen aus dem Armel Harrys das entwundene, echte Besteck und hielt es triumphierend den Gästen entgegen. Gleichzeitig kehrte er seine eigene Tasche, durch deren Doppelfutter er vorher sein Besteck in eine Diebstahlschale verpackt hatte, nach außen und zeigte, daß sie leer sei.

Donnernder Beifall lohnte dieses Meisterstück. Unter dessen zählte Small mit suchenden Blicken die Anzahl seiner Goldbesteckstücke nach. Sie stimmte natürlich. „Ihr seid miteinander im Komplott!“ schrie Small, als er sich vergewissert hatte, daß er nicht bestohlen war. „Ausgeschlossen!“ erklärte Varin energisch. „Ich kenne den Herrn ja gar nicht. Sehen Sie ihn doch an, wie ich ihn mit meinem Bild erschnitten habe. Er zittert ja förmlich.“ Und kleinlaut gab Harry zu: „Ich gestehe, daß ich in der Tat ganz verwirrt bin, vor Aufregung und — Bewunderung.“

Gewicht von über 10 Zentnern. Trotzdem diese Grabstätte völlig unzugänglich war und wie gefast seinen Eingang besaß, muß auch sie in alten Zeiten von den Grabräubern heimgeführt worden sein, wahrscheinlich aber ist, daß bereits bei den Bauarbeiten die Verabung stattgefunden. Alle Schmuckstücke, mit denen der Körper des Verstorbenen behängt war, sind dabei gestohlen worden, und vor Verstümmelungen ist man dabei nicht zurückgekehrt.

Ein Pariser Hauptmann als Mörder seiner Braut.

Gegen den Hauptmann der Kolonialartillerie Mennier in Paris, der seine Braut, die Baronin Oliver d'Ambricourt, ermordet hat, ist ein Todesurteil erlassen worden, weil die Pelze, der Ansicht ist, daß Mennier, der infolge seines ausschweifenden Lebenswandels vor zwei Jahren zur Disposition gestellt wurde, keineswegs Selbstmord, sondern die Flucht ergriffen hat. Nach dem gerichtlichen Befunde hat er der Baronin einen mit Vektor oder Chloroform getränkten Schwamm oder Tuch an den Mund gedrückt und ihr dann den Mund mit den Händen oder einem Kopfkissen so lange zugehalten, bis sie erstickt war. Daß der Kapitän seinem Opfer das Gift in den Mund gepreßt hat, geht daraus hervor, daß sich an den Lippen und der Nase leichte Verbrennungen zeigten, die offenbar von dem Gift herrühren. Das Gericht zeigt den Ausdruck eines fürchterlichen Todesstammes. Die Baronin traf am Mittwoch nachmittag im Hotel d'Anglet in Paris ein und begab sich in das Zimmer des Hauptmannes, mit dem sie am Morgen vorher einen Brief gewechselt hatte. Bald darauf ging der Hauptmann in das Sotellbureau und hat um Warte, da sich seine Braut, die Baronin, am Ruhe verlegt habe. Etwas später veranlate er eine Flasche Mineralwasser. Er ließ die Flasche durch den Sotellbureau entfordern und begab sich hierauf in sein Zimmer. Bevor er das Zimmer betrat, trank er ein Glas von dem Mineralwasser. Nach ungefähr einer Stunde erschien er wieder im Sotellbureau und sagte, die Baronin sei unwohl geworden und ruhe auf dem Kanapee aus, er selbst werde sie pflegen, niemand brauche die Baronin aufzusuchen. Seitdem ist der Hauptmann verschwunden. Als der Polizeikommissar die Wohnungsuche erhielt, die ihm den Mord anordnete, glaubte er anfangs, daß sich jemand mit ihm einen Spaß erlaubt habe, eilte aber gleichwohl in das Hotel. Man ließ die Türen einbrechen und fand die Leiche. Die Leiche lag über dem Hauptmann Mennier in der Küche. Der Kriegsminister hat ihn wegen Trunkstich zur Disposition gestellt. Mennier hat mehrere Male Delirium tremens gehabt. Er war völlig mittellos und hatte sich auch wiederholt Unterschulden annehmen können lassen. Die Baronin d'Ambricourt war die Tochter eines Notars aus Remours, stand im 28. Lebensjahre und hatte sich vor zehn Jahren mit dem Baron Oliver d'Ambricourt verheiratet, der sehr begütert war und sich mit der Schriftstellerei befaßte. Der Baron hatte sie wegen ihrer großen Schönheit geheiratet. Sie liebte sich schon nach zwei Jahren wegen geistlicher Abneigung scheiden. Es scheint, daß sie die Bekanntschaft des Hauptmanns Mennier durch ein Heiratsbureau machte. Der Hauptmann war der Sohn einer reichen Familie in St. Menesboud in Frankreich, wo er eine sorgfältige Erziehung erhielt und im Polytechnikum seine Studien absolvierte. Er war ein eleganter kavalier Mann. Nachdem er aus dem Militärdienst entlassen war, führte er in Paris ein überaus bewegtes Leben. Nach Angaben der Dienerschaft der Baronin hat er wiederholt von der Baronin Geld erpreßt. Er machte in Paris auch viele Schulden auf eine Millionenerbschaft, die gemäß seiner Familie von seiner Tante, einer ehemaligen Schauspielerin Alice Dan, zufallen sollte.

Eine romantische Lebensrettung.

Der „Berl. Bot.-Anz.“ meldet aus London: Ein Urentel des Herzogs von Wellington, Lord George Wellesley, der vierte Sohn des gegenwärtigen Herzogs von Wellington, eines Abends nach dem Diner mit Lord Claud Nigel Hamilton, dem Sohne des Herzogs von Abercrombie, an der Themse spazieren. Da vernahm die Herren verweilte Hilferufe und sahen, daß auf der Brücke viele Menschen zusammenliefen waren, die alle nach einem Punkte in der Mitte des Stromes stierten. Schnell entschlossen warf der junge Lord seinen Rod ab und sprang in die Tiefe. Nach kurzer Zeit erreichte er die Stelle, wo ein junges Mädchen mit dem Tod in den Wellen kämpfte, und brachte es in anscheinend leblosem Zustand an das Ufer. Er wollte sich unerkannt wieder entfernen, aber die Polizei hielt ihn darauf, seinen Namen zu wissen, und nur diesem Umstande hat es die zwanzigjährige Mary Saveland zu verdanken, daß sie heute weiß, daß ein Urentel des „Eisernen Herzogs“ ihr das Leben gerettet hat. Die hübsche junge Dame erholte sich in dem Spital, in das sie gebracht worden war, sehr schnell wieder. Jetzt wurde sie dem Richter unter Anklage des verübten Selbstmordes vorgeführt. Sie versprach hoch und heilig, „es nie wieder tun zu wollen“, worauf sie freigesprochen wurde. Mary Saveland ist Maschinenflickerin in der City. In der Liebe zu einem jungen Buchhalter enttäuscht, sah sie den Entschluß, ihr Leben zu enden. Als sie mit ihrer jüngeren Schwester über die Brücke spazierte, bemerkte sie plötzlich über das Gelände und sprang in die kalte Flut hinab. Natürlich wird sie von allen anderen Schreibmachenden der City darum beneidet, von einem Herzogssohn gerettet worden zu sein. Lord George Wellesley ist erst 21 Jahre alt und steht

bei den Garde-Grenadieren. Er begab sich in das Haus eines Freundes, trank dort seine Kleider und besuchte dann wie gewöhnlich seinen Klub, ohne ein Wort von dem Abenteuer zu vernehmen zu lassen.

Die Bestie im Amerikaner.

Der Amerikaner leidet an einer Gewohnheit, die sich bei ihm zur Monomanie ausgebildet hat, und das ist das sogenannte „Souvenir Hunting“, d. h. das Mitnehmen von Andenken. Er begnügt sich nicht damit, solche zu kaufen, sondern am liebsten sind ihm Andenken, die er persönlich stiehlt und an sich reißt. In Schlössern zerhacken sie Stuhlsäulen, brechen Ecken von Marmorplatten ab und dergl. Am gräßlichsten hat diese Andenkensucht sich aber beim Tode des Aviatikers Johnstone erwiesen, wo sie eine geradezu bestialische Form annahm. Johnstone fiel aus einer Höhe von 800 Fuß herab und wurde auf der Stelle getötet. Er war ein ehemaliger Alkohol und kämpfte in den letzten paar Augenblicken noch verzweifelt um sein Leben. Die Flügel seines Doppeldeckers schlugen wie die eines Vogels nach oben zusammen, worauf Johnstone die Stuhlsäulen der unteren Flügel mit beiden Händen ergriff und sich aus Leibesträften bemühte, sie wieder nach unten zu biegen, damit die Flügel der Luft Widerstand bieten und den Fall lindern sollten. Auf einen Augenblick schien es, als ob ihm dies gelingen würde; denn sein Schutzhelm fiel ihm vom Kopfe und schneller zur Erde als der Apparat. Dann aber überflügte sich der Apparat, und einen Augenblick kämpfte Johnstone noch verzweifelt in dem Gewirr der Stäbe, und dann erst fiel er wie ein Stein zur Erde. Raum waren Mann und Maschine auf dem Boden niedergefallen, als Männer und Frauen, die kaum als Menschen bezeichnet werden dürfen, auf den Trümmerhaufen losstürzten und sich um Souvenirs herumbalgten! Ein Mann rief einen Holzknecht aus dem Körper des unglücklichen Aviatikers heraus und zog triumphierend den unglücklichen Aviatikers Trophäe ab. Andere rissen Begehr von Flügelstücken ab, und unmenschliche Personen rissen sich sogar um die Handgelenke, die sie von den Händen des toten Mannes zogen! — Bestien, anders kann man solche Leute nicht nennen.

Plattdütsche Ede.

Recht so, Sär Leitnant; worüm?

Leitnant Splenderbasse holl Instruktionsstunde mit siene jungen Waderlandsverteidigers af. He hadde grade dat danbore Kapitel vom Patriotismus un vom Selbdenmant biem Bidel, sprak vom allen Blüder, van Bietken, van Likow un so widder un freig anlechte Sinnerl Pluntermest ut Stiepel:

„Warum soll der Soldat fürs Vaterland sein Leben lassen vor dem Feinde?“

Pluntermests Sinnerl schoot in Parabelstellung, lag de Hanne an de Hosennaht, trod ne fründliche Schmutte un sag taufstimmend:

„Recht so, Sär Leitnant; in dem Punkt sin id ganz Inle Meinung; worüm soll de Suldot sien Lewen loten?“

Dito.

In früheren Jahren, as Cromers am Kerthoff in Baatum noch ehren Winkel hadden, kamen de Buern un de Berglüte ut de ganze Gegend dohen un halden sich ehre Winkelsware. Viele leiten et anstrewen un betahiten op Afschlag oder Lohnbad. Nüch wiet van Cromers wohnte de Wert Welthoff, de as Sänatenmäler bekannt was. De Lüde, de vom Lanne kamen, larten die Welthoff de Gade unner un leiten sich en Kleinen oder en Kräutken Olbeer inschudden.

Genes Dages kömmt of en Beramant ut Sarpen, de die Cromers borgen. Et was grade Afschlag west un de Bergmann hadde sien Bestken mitgebracht, um Droht afeladen. He lonn over diemol ut de Redung nich recht klaut weren. Do stonn: een Bund Koffi, een Bund Dito, een Bund Ries, een Bund dito, een Bund Strangtoaf, een Bund dito un so widder. Alle paar Riegen lonn en Bund dito un wenn man de ganzen ditos hineentalde, dann kreeg me woll an de siefielehn, twintig Bund rut. Dat lonn nich met rechten Dingen taugohn. De Bergmann hadde all siene Delsche frogt, of se dat dito alle sewwes halt un wat in alle Welt se domet anfangen hadde. Kalline hadde over versichert, dat se dat nich halt hadde. Nu wußt sich de Bergmann keinen Rot un dorüm wande he sich an Welthoff, de alles wuß un alles wietten mog.

„Segg eh Welthoff,“ sag he, „ed hale miene Winkelsware die Cromers un hewwe nu de Redunge kriegien; do steht so wahn diemol dito dropt, dat id mie domet garnich utferne. Id hewwe et nich halt un miene Kalline of nich. Se het all ehre Wämmle kriegien, over se bliewt dobie, dat se van dem Tüde nix afwüß. Wat soll id nu maken, Welthoff?“

Welthoff leit sich dat Bauß giewen.

„Wat Du maken laßt? Betahlen; dat is dat allererste. Denn we siene Schulden betahlt, verbietert siene Güter. Un wann Du betahlt heßt, alle Fründ, dann goß noch Hus un segg Diene Kalline, Du wüßt en Schopslopp un se wör en dito!“

Nu gung denn Bergmann ne Stall-Latüchte op. He druck sienen Wippop ut, um den Schoopslopp runner te speilen, schoow Welthoff dat liege Glas hen un lagg: „Daucht mie noch en dito!“

Die täglichen Viehschlachtungen in Deutschland.



1.416 Pferde 2.11292 Rinder 3.14073 Kälber 4.42550 Schweine 5.6515 Schafe 6.1381 Ziegen

Angesichts der lauten Klagen über die andauernde Höhe der Fleischpreise bietet die neue Statistik über die Zahl der Tiere, an denen in Deutschland die Schlachtvieh- und Fleischschlachtungen vorgenommen wurden, ein besonderes aktuelles Interesse. Es wurden geschlachtet im letzten Berichtsjahre 151 357 Pferde, 4 121 549 Stück Rindvieh aller Art, 5 136 768 Kälber im Alter unter drei Monaten, 15 530 775 Schweine, 2 477 937 Schafe und 504 304 Ziegen. Außerdem gelangten zur Schlachtung noch 6090 der Fleischschlacht unterworfenen Hunde (vorwiegend im Königreich Sachsen und in Schlesien), die freilich wohl nur einen sehr geringen Teil der Gesamtzahl der zum menschlichen Genußzweck geschlachteten Hunde darstellen. Auch um das

gepriesene Mastochsenfleisch steht es traurig aus. Unter den zur Schlachtung gelangten 4 121 549 Stück Rindvieh waren nämlich nur 625 279 wirtliche Mastochsen, dagegen 513 041 Bullen, 1 800 732 Kühe und 1 181 597 Jungkinder. Unter Berücksichtigung des Lebensgewichtes der Tiere stehen also unter 5 bis 6 Kilo Rindfleisch immer erst ein Kilo Mastochsenfleisch zur Verfügung. Wesentlich zugenommen hat die Zahl der geschlachteten Pferde, Kühe, Kälber und Ziegen. Im Durchschnitt wurden täglich im Deutschen Reich geschlachtet 416 Pferde, 11 292 Stück Rindvieh, 14 073 Kälber, 42 550 Schweine, 6515 Schafe und 1381 Ziegen.

das Haus
suchte dann
dem Aben-

it, die sich
das ist das
nehmen von
zu kaufen,
persönlich
sie Stuhl-
dergl. Am
Lobe des
deu bestia-
ge von 800
Er war ein
nar Augen-
ügel seines
oben zu-
zueren Flug-
eibesträßen
die Flug-
all linden,
mies ge-
Kopfe und
überflieg
Sohnstöne
nn erit fiel
und Ma-
nd Frauen,
auf den
s herum-
Körper des
terend mit
Fegen von
an logar
en Mannes
cht nennen.

e met kleine
rade dat
maut blem
an Vihow
ermell ut

ein Leben

ng, lag da
ite um lag

ganz Infe
en?"

1

ff in Bau-
de Berg-
Winkels-
p Afflag
de Wert
e Mle, de
unner un
inshüben.

en, be die
de Berg-
Winkels-
ad waren.

und Ries,
dito un so
wenn man
oll an be
chten Din-
sche frogt,
at je domet
at je dat
in Rot un
un alles

Winkels-
legen; do
et garnich
e of nich.
wt dobie,
u mafen,

allererlie.
ne Güter.
noh Sus
un se wör

op. Se
runner te
: „Daubt

Unter den
ich waren
: 513 041

r. Unter
also unter
fleisch zur
der ge-
m Durch-
achtet 416

, 42 550

Merkei.

Die Einwohnerzahl im Landkreis Bo-
hum beträgt nach der neuesten Personenzensusaufnahme
120 587 Seelen (gegen 118 802 im Vorjahre). Davon sind
64 532 Personen männlichen, 56 055 weiblichen Geschlechts.
Dem Religionsbekenntnisse nach sind 75 479 evangelisch,
43 552 katholisch, 118 jüdisch, 421 hindu, 8 ref., 431
bapt., 23 altkath., 502 apost., 23 ohne Religion.

Gud im Unglück widerfuhr in einem Restaurant
zu Osterfeld einem Geschäftsreisenden. Er vermisste plötz-
lich 2000 Mark in Papiergeld. Man ließ sofort alle Aus-
gänge der Wirtschaft schließen und benachrichtigte die Po-
lizei. Jedoch ehe diese eintraf, fand man 1900 Mark in
einem mit der Wirtstube in Verbindung stehenden Zim-
mer hinter der Tür liegen. Ein Verlust von 100 Mark läßt
sich doch noch eher verschmerzen, als die ganze Summe.

Die letzte Schicht. Auf den Behrensflächen zu
Eidel wurde der Bergmann Kaminski aus Riemke von
einem aus der Dede ausschlagenden Gesteinstück so un-
glücklich am Kopfe getroffen, daß er einen schweren Schädel-
bruch erlitt, und, ohne die Besinnung wieder erlangt zu
haben, gestorben ist. Seinen frühen Tod beweinen außer
Frau und Kindern noch die hochbetagten Eltern.

In der Wohnung des Arbeiters Gellert
in Bielefeld stürzte die Petroleumlampe von
der Dede herab, als die vierköpfige Familie beim
Abendbrot saß. Die Lampe explodierte und alle vier
Personen wurden von den Flammen erfaßt. Während die
Ehefrau mit leichten Verletzungen davonkam, erlitten der
Mann, der 22 Jahre alte Sohn und die 11 Jahre alte
Tochter schwere Brandwunden am Kopf, an Armen und
Beinen. Der Zustand des Mädchens ist hoffnungslos.

Blutvergiftung. Der Fabrikant Potthoff in
Soest bekam ein Karbunkelgeschwür im Nacken, das solche
Ausdehnung annahm, daß im Krankenhaus sofort zur
Operation geschritten werden mußte. Trotz der größten
Vorsichts- und Vorbeugungsmaßnahmen hatte sich eine
Blutvergiftung entwickelt, die innerhalb 24 Stunden den
Tod herbeiführte.

In Essen wurde ein Metallhändler we-
gen gewerbsmäßiger Hehlereiverhaftet. Seit
Juni hat er durch Vermittlung einer in seinem Hause woh-
nenden Althändlerin für etwa 8000 Mark Metalle ange-
kauft, die sämtlich bei der Firma Krupp gestohlen waren.
Auch die Althändlerin wurde verhaftet.

Tödliche Verletzungen erlitt der Fuhrmann
Belde in Elberfeld. Er wurde von seinem Pferde gesla-
gen, daß er zu Boden fiel und dann mehrfach getreten ward.
An den Verletzungen ist er Samstag gestorben.

Wohltätigkeitsstiftungen. Der in Süchteln
im 85. Lebensjahre verstorbene Rentner Wilhelm Frings
hat testamentarisch eine Reihe von Stiftungen vermacht.
U. a. wurde bedacht der Verein für verschämte Hausarme
mit 5000 Mk., der Verein zur Fürsorge für Geistesranke
mit 3000 Mk., der Blindenfürsorgeverein mit 3000 Mk.,
mehrere katholische Wohlfahrtsvereine mit je 2500 Mk.
und der Vaterländische Frauenverein mit 1000 Mk.

Im Streit erschlagen. In Essenborn gerieten
die Landwirte Drosson und Herbrandt, weil einer über des
andern Grundstück gefahren war, miteinander in Streit,
wobei Herbrandt von seinem Gegner mit einer Dünge-
harke erschlagen wurde.

Als Ersatz für Hüte tragen Berliner Damen
im Theater jetzt Hauben. Nur sind die Hauben ebenso
umfangreich wie Hüte, so daß die hinter den Damen
stehenden Männer auch jetzt noch wenig von den Vorgängen
auf der Bühne sehen können.

Für die deutsche Expedition nach dem
Südpol, die der bayerische Oberleutnant Filchner leiten
wird, sind bereits 700 000 Mark zusammen. Sie ist da-
mit gesichert. Viele Personen hatten sich zur Teilnahme
an dem schwierigen Unternehmen gemeldet.

Zwei ganz seltsame Todesfälle werden be-
richtet. Beim Erdgasbrand bei Hamburg wurde ein Zu-
schauer vom Herzschlag getroffen und fiel tot nieder; der
den Atem benehmende Druck der ausströmenden Gase war
dem Manne, der herzustat war, verhängnisvoll gewor-
den. — In Hessel in Belgien verwickelte sich der Tür-
mer, ein gebrechlicher Greis, in den Glodenstrich, der ihn
schließlich würgte. Am Morgen fand man den Mann tot.

Patriotische Mädchen sind die jungen Au-
verganninnen in der französischen Stadt Menne. Sie
schreiben ein Rundschreiben an die junge Männerwelt,
in dem sie zum Heiraten auffordern, damit Frankreichs
Rekrutenzahl nicht abnehme.

Ertrunken. Wie aus Nantes gemeldet wird, ist
ein Boot, in dem 17 Arbeiter und Arbeiterinnen über
die Loire setzen wollten, mitten im Fluße an eine Leucht-
boje angeprallt und zerstückt. Sieben Arbeiter sind er-
trunken, die übrigen konnten sich retten, indem sie sich teils
an die Boje anklammerten, teils schwimmend die Ufer er-
reichten.

Feuer im Schiff! Der Dampfer Gertrud Wör-
mann hatte auf der Heimreise in Marseille Feuer im
Raum, das an der Ladung: Baumwolle, Gummi und
Kopra, erheblichen Schaden anrichtete. Den ganzen Raum
mußte man unter Wasser setzen, um das Feuer zu löschen.
Auch das Schiff dürfte stark beschädigt sein.

Soziales.

Der 2. Deutsche Wohnungstongreß, dessen
Vorsitz Graf Posadowski übernommen hat, soll Mitte
Juni 1911, kurz nach Pfingsten, in Leipzig stattfinden. Auf
der Tagesordnung stehen: 1. Die öffentlichen Körper-
schaften als Behörden und als Terrainunternehmer in der
Bodenfrage; 2. Die Finanzierung der Bautätigkeit in
großen und kleinen Orten, ihre Mängel und ihre Reform

unter Berücksichtigung der Beschaffung der zwei-
ten Sp...; 3. Die Beleihung des Erbbaurechts und
wirtschaftlich verwandter Formen gebundenen Grundbe-
sitzes.

Der Verein Dienst an Arbeitslosen in
Berlin, der durch seine Schrippentische, Jugendhilfe,
Arbeitsvermittlung und Brodensammlung eine notwendige
und erfolgreiche Arbeit unter den Obdachlosen aus allen
Teilen Deutschlands in der Reichshauptstadt treibt, konnte
im letzten Jahre allein 1200 Leute wieder der ländlichen
Arbeit zuführen. Am 23. Oktober konnte der so segensreich
wirkende Verein sein 28. Jahresfest feiern.

Bezüglich des Inseratenteils von Eisen-
bahnzeitungen, die umsonst an die Reisenden auf
den Stationen der Berliner Vororte verteilt werden, hat
die Königliche Eisenbahndirektion in Berlin eine an-
erkannte Abwehrmaßregel angeordnet. Darnach dür-
fen Anzeigen und Empfehlungen von Gastwirtschaften,
die sich keines guten Rufes erfreuen, in die genannten Zeit-
ungen nicht aufgenommen werden. Diese erfreuliche Maß-
regel dürfte auch anderwärts sehr angebracht sein.

Ein Ausschuß zur Bekämpfung der Miß-
stände im Kinematographenwesen ist in Leip-
zig ins Leben getreten. Dem Vorstand gehören an: Ver-
treter des Vereins der Kinderfreunde, der Konferenz der
Schuldirektoren, der Inneren Mission, des Kommunal-
vereins und des Lehrervereins. Der Ausschuß will im
Interesse der Jugend und des Volkes einen Druck auf
die Kinematographenbesitzer ausüben, damit sie die Ki-
nematographen wieder zu dem werden lassen, was man im
Anfang von ihnen erhoffte. Um den Besitzern der The-
ater zu zeigen, wie sie die Sache anzufassen haben, wird
das kinematographische Institut des Cosmos-Theaters
in Leipzig in seinen Vorführungen alles das berücksich-
tigen, was im wörtlichen Sinne des Wortes für Jugend
und Erwachsene bildend ist.

Die älteste Frau der Welt.

Die älteste Frau der Welt dürfte ohne Zweifel die in
Cattado, dem bekannten dalmatinischen Safenorte, lebende, 134
Jahre alte Frau Maria Volnice sein. Das Dalmatische Küsten-
land ist ja keines hervorragenden gesunden Klimas wegen be-
kannt und die einfache Lebensweise der dortigen Einwohner
läßt es erklärlich finden, daß Lebensalter bis 100 Jahre
dort durchaus keine Seltenheit sind. Demnach ist ein der-



Die älteste Frau der Welt (134 Jahre)

artiges an den seligen Methusalem gemahnendes Alter natur-
gemäß selbst auf diesem paradiesischen Stückchen Erde noch nicht
dagewesen. Die Greisin, welche trotz ihres hohen Alters geistig
noch verhältnismäßig rüstig ist, hat bereits vor Jahrzehnten ihre
Jahres verloren; auch ist sie infolge einer Lähmung außer-
stande, sich selbst fortzubewegen.

Einer, der's eilig hat.

Vor dem Petersburger Bezirksgericht stand dieser Tage
ein eigenartiger Verbrecher, der frühere Feldherr Dostowski.
Ein Mann von etwa 30 Jahren. Dieser Dostowski hat es
fertig gebracht, nicht mehr und nicht weniger als 318 ver-
schleierte, nachweisbare Verbrechen zu begehen. Er hat an
dem bewaffneten Aufruhr in Mischni-Nowgorod während der
Revolution teilgenommen, floh nach Norwegen und wurde
unter der Bedingung, daß er nicht zum Tode verurteilt würde,
ausgeliefert. Vom Moskauer Militärgericht wurde er zu le-
benslänglicher, vom Militärgericht in Riew zu achtzehnjähriger
Zwangsarbeit verurteilt; er sitzt schon mehrere Jahre in
Unterludungsgefängnissen, weil inzwischen die 318 Straftaten
herausgefunden sind, die er sämtlich zugibt. Zur Aburtei-
lung befindet er sich seit längerer Zeit auf einer Tournee von
Gericht zu Gericht. In Petersburg war er wegen Unterschla-
gung von 2 1/2 Rubeln angeklagt und die Kapalle verdroß ihn
offensichtlich. Er hielt den Richtern eine vorwurfsvolle Rede:
„Meine Herren Richter! Was ist denn diese ganze Geschichte?
Was steht darauf? Nun, höchstens dreieinhalb Jahre Ar-
restantenabteilung. Galt das einen Vergleich mit lebensläng-
licher Zwangsarbeit aus? Ich bitte, die Verhandlung zu be-
schleunigen. Wohin soll das führen, wenn wir hier lange
hin und her reden und mir stehen noch 211 unverhandelte
Sachen bevor? Ich weiß doch wie's geht. In einem Jahre
räumen Sie bei mir mit höchstens zwölf Fällen auf. Berechnen
Sie sich einmal die Zeit! Ist es ein Vergnügen, so Jahr
um Jahr in Ketten von einer Stadt zur anderen zu reisen?
Ich erlaube Sie, sich zu beileiden!“ In Petersburg legte man
ihm zwei Jahre Gefängnis zu. „Na also!“ rief der Verur-
teilte unwirsch. Schon am Nachmittag wurde er nach Pskow
transportiert.

Merktafel für Gerichtsurteile.

Krankengeld von Lehrlingen. Ein erkrank-
ter 17 Jahre alter Lehrling nahm wegen Erwerbsun-
fähigkeit Krankengeld in Anspruch. Das Kassenstatut un-
terschied für die Höhe des Krankengeldes 3 Dienstklassen
und außerdem Arbeiter unter 16 Jahren; für diese sollte
das tägliche Krankengeld 50 Pf. betragen. Der bayeri-
sche Verwaltungsgerichtshof (III. Sen. 192/09 vom 29.
März 1910) entschied, wie wir der „Deutschen Juristen-

Zeitung“ Nr. 21 vom 1. November 1910 entnehmen, daß
dem Lehrling nur ein Krankengeld von 50 Pf. täglich
zustehen. Nach § 8 Abs. 2 letzter Satz des ABG. habe
für Lehrlinge hinsichtlich der Bemessung des ortsüblichen
wie auch des durchschnittlichen Tagelohnes (§ 20 Abs.
1 Ziff. 1) die für junge Leute (von 14—16 Jahren) ge-
stiftete Festsetzung zu gelten; das gelte auch dann, wenn
im konkreten Fall der Lehrling das 16. Lebensjahr schon
überschritten habe.

Sinausweisen eines Angestellten ist
ein sofortiger Entlassung gleichzusetzen.
Das Reichsgericht hat zu dieser Frage ausgeführt, es
könne dahingestellt bleiben, ob der Angestellte, wenn er
ohne rechtlichen Grund entlassen ist, überhaupt seine
Dienste nochmals nach § 295 des Bürgerlichen Geset-
buchs zur Verfügung stellen muß, um nach § 615 die
vereinbarte Vergütung verlangen zu können, ohne zur
Nachleistung verpflichtet zu sein. Denn jedenfalls bestünde
eine solche Verpflichtung nicht, wenn die Entlassung in
der Form erfolgt ist, daß der Prinzipal den Angestellten
aus dem Hause gewiesen hat, wo er seine Dienste zu leisten
hatte. Denn darin sei zugleich ein Verbot enthalten,
das Haus zum Zwecke der Leistung der Dienste wieder
zu betreten. Dem Verpflichteten sei dadurch eine fernere
Dienstleistung überhaupt unmöglich gemacht.

Warum braucht man Könige.

Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien)
erörtert in der Neuen Freien Presse (Wien) die Frage „Warum
braucht man Könige“. Es gibt kein Orchester ohne Dirigenten,
keine Fabrik ohne Herren, keine Werkstatt ohne Meister,
kein Schiff ohne Kapitän, kein Heer ohne Feldherrn, kein Fest
ohne Ordner, keinen Ball ohne Vortänzer; es muß immer
einer führen, dem sich die anderen willig fügen, wie sie mei-
nen der Ordnung halber, in Wahrheit doch immer dem, der
am meisten kann. Wäre Napoleon nicht das Genie gewesen,
das er war, niemals hätte er die ungezählten Menschen zum
Siege, zum Tode, sogar zur Niederlage führen können. Nun
hat man auf alle Weise versucht, sich des Besten zu verledern,
um den zum König zu machen, bald indem man ihn erwählte,
bald indem man ihn von Jugend an zu seinem schweren Beruf
vorbereitete, und als sich das alles als ungenügend und hin-
fänglich erwies, erfand man Konstitutionen, um die minder
begabten Könige zu schützen oder im Zaum zu halten. Man
machte die Fürsten zu hoch gebildeten Menschen, daß sie
instande sind, wie Ludwig der Bierseichte, der selbst durchaus
nicht genial war, auf allen Gebieten Genialität zu erlernen und
sich nach allen Richtungen hin damit zu umgeben. Sie selbst
brauchen außerdem nur vollkommen pflichttreu zu sein, das ist
alles, was das Volk verlangt. Das Volk verzehrt viel, wenn
es pflichttreu sieht und geduldige Arbeit und ein nie wan-
dender Opfermut diese Pflichttreue unterstützt. Für ganz be-
sondere historische Epochen erscheint dann einer, der führen
kann, der einer ganzen Welt seinen Stempel aufdrückt, ja
eine ganze Zeit bedeutet. Der kommt von selbst an die Stelle,
in der er am meisten hervorbringen kann. Das Bahnbrechen
kommt zu irgend einer Stunde, bevor man sich dessen verleiht.
Man weiß nicht recht, ob der Mann eine Zeit schafft oder
die Zeit den Menschen den sie braucht. So wunderbar ist
das Ineinandergreifen, daß man oftmals sagen kann: Und
als die Zeit erfüllt war! Vielleicht ist seit Neonen der Mann
schon vorbereitet, auf den die Welt wartet und der zur rich-
tigen Stunde am rechten Orte erscheinen soll.

„Fröhliche Weihnacht überall“

so werden jubelnde Kinderscharen bald wieder an allen
Orten singen, wo man das Kindlein von Bethlehem kennt
und liebt.

„An das Christkind in Bethlehem“ schrieb im vor-
gen Jahr 2 Kinder als Adresse auf einen Brief, der ihre
Weihnachtswünsche enthielt; und der Postbote in der fernern
Stadt, der mit der Adresse nichts anzufangen wußte, schrieb
kurz entschlossen dahinter: „bei Pastor von Bodelschwingh
in Bielefeld“. Er meinte wohl, daß das Christkind nir-
gends soviel zu tun habe und darum an keinem Orte so
sicher zu finden sei, als in Bethel.

Darin hatte der Mann sicher recht, daß nicht leicht
an einem anderen Ort der Erde so viele Heimatlose, Ver-
lassene und Kranke aller Art auf Weihnachten sich freuen.
Freilich wird sich diesmal in ihre Freude die Trauer um
unsern heimgegangenen Anstaltsvater mischen, der 37
Jahre des Weihnachtsfest mit ihnen gefeiert hat, als der
Fröhlichsche von allen.

Für ihn ist nun die Zeit der großen ewigen Weih-
nachtsfreude angebrochen. Wir aber, die seine Arbeit
fortzuführen haben, bitten seine Freunde auch die unsrigen
werden und bleiben zu wollen und uns zu helfen, den mehr
als 3500 Pflegebefohlenen von Bethel, Saxepta, Nazareth
und Wilhelmsdorf die Weihnachtstische zu decken.
Dafür ist uns jede kleinste Gabe willkommen, besonders
auch Spielsachen, Wäsche, Kleider und alles, was die
Herzen von großen oder kleinen Kindern erfreut.

Bethel bei Bielefeld, Weihnachten 1910.

F. v. Bodelschwingh, P.

Ein jugendfrischer, zarter, reiner Teint ist die schönste
Mitgift, die eine Frau oder ein junges Mädchen von der all-
mächtigen Mutter Natur erhalten kann: „Leuchtende Ge-
sichtsfarben sind der Ausdruck körperlicher Gesundheit“. Aber
diese natürliche Schönheit wird nicht durch Arzneien und
Quacksalbereien erlangt, sondern einzig und allein durch eine
rationale Körperpflege, wozu in erster Linie tägliches
Baden zu rechnen ist. Baden mit reichlich warmem Wasser
und nachfolgender kalter Abpülung, und Waschen, gutes,
nachdrückliches Waschen mit einer milden, neutralen Seife,
die womöglich wie die medizinische „Stedenpferd-Lillemilch-
seife“ durch ihren Zusatz von Borax heilend auf alle Haut-
unreinlichkeiten wirkt — dies beides wird jeden auf ganz ein-
fachem Wege rasch zum Ziele führen, gesund und schön zu
gleicher Zeit zu sein! Denn die menschliche Haut ist das
feinste Kleid, welches der Mensch auf seinem Körper trägt
und zugleich das nützlichste, da es sich ständig und täglich
selbst erneuert. Wir haben nur die Pflicht, dieses wunder-
bare Kleid rein und geschmeidig zu erhalten und Schmutz,
Fett, Schweiß und Schuppen immer und immer wieder durch
ein zuverlässiges, gesundheitsförderndes Mittel wirksam zu
entfernen. Und diesen Zweck erfüllt in vollstem Maße die
von der Firma Bergmann u. Co. in Radebeul hergestellte
Stedenpferd-Lillemilchseife, Seife, Seife, Seife, welche
in den meisten Apotheken, Drogerien und Parfümerien pro
Stück 50 Pfennig zu haben ist.

Der Gehalt macht's!

DATE 10/11

Zu der Luft verirrt.

Auf der großen Flugwoche von Belmont Park in Amerika hat auch der junge Graf von Lesseps, der wenige Monate vorher durch seinen doppelten Kanalsflug die Welt überraschte, Ehren und Auszeichnungen geerntet, aber der Ruhm fiel ihm nicht mißlos in den Schoß; er hatte ein Abenteuer zu bestehen, das dem Laien einen neuen Einblick in eine Welt romantischer Phantastik eröffnet: er verirrt sich in der Luft, und lange Zeit flog er suchend zwischen den Wolken umher, ohne zu wissen, wo er war, und ohne eine Landungsstelle finden zu können. Er war am Nachmittag bei starkem Nebel aufgestiegen, schwer und dünnflüchtig über die graue Nebelmantel die Erde ein, und bald war die Flugmaschine mit dem verwegenen Piloten in dem düsteren Luftmeer verschwunden. Graf Lesseps stieg zu einer Höhe von 5000 Fuß empor, verlor dann aber die Richtung und hatte keine Möglichkeit, sich zu orientieren. Ueber eine Stunde lang irrte er so zwischen Wolken und Nebel in schwindelerregenden Höhen umher und suchte vergeblich den rechten Weg, der ihn nach Belmont Park zurückführen könnte. Dem Mitarbeiter eines New Yorker Magazine, der den Abenteurer nach der abenteuerlichen Fahrt aufgesucht hat, schilderte der junge Luftpilot, wie es ihm, wenn man sich in der Luft verirrt hat, „Lieber Freund, es ist kein Vergnügen. Schon viele Menschen haben sich auf dem Lande oder auf dem Meere verirrt, aber sie sahen doch wenigstens das Land oder das Meer. Doch ich war in der Luft verirrt und konnte nichts sehen, schlechthin nichts, weder Himmel noch Land noch Meer. Ich werde diese Stunde nie vergessen. Ringsumher war alles schwarz, schwarz, schwarz. Die Wolken umschlossen mich dicht, die Sonne war untergegangen. Alles, was ich besah, war mein Kompaß. Unterhalb Stunden lang glitt ich in dieser wallenden Finsternis hin und her, und versuchte, mich zurecht zu finden. Endlich, die Zeit war mir wie eine Ewigkeit erschienen, sah ich unter mir ungewiß ein Licht schimmern, ich freute ihm entgegen: das Glid war mir hold, es war ein Scheinwerfer von Belmont Park. Und nun bot die Landung keine Schwierigkeiten mehr, ich schwebte einfach hinab und landete dort, wo ich wollte. Weiß man einmal, daß man eine sichere Landungsstelle unter sich hat, so ist die Gefahr vorüber. Es ist mir dann einerlei, ob mein Motor stehen bleibt oder nicht, ich gleite einfach zur Erde nieder.“

Volksgeundheit.

Die Bevölkerungsvorgänge in Deutschland 1909 werden dem Kaiserlichen Gesundheitsamt aus 349 Ortsgemeinden des Deutschen Reichs mit insgesamt 22 889 705 Einwohnern in monatlichen Ausweisen nach einheitlichem Schema regelmäßig berichtet. Die Ausweise

gestatten ein maßgebendes Urteil über die Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse der gesamten Reichsbevölkerung. Bei den Ergebnissen ist zunächst darauf hinzuweisen, daß in jenen Orten die Zahl der im Jahre 1909 Lebendgeborenen um 11 005 (d. i. um 1,67 Prozent) geringer gewesen ist als im Jahre 1908, obgleich die Gesamtbevölkerung nach üblicher Schätzung von 22 368 928 auf 22 874 536, d. i. um 2,26 Prozent gestiegen ist. Die Geburtenabnahme ist also noch nicht zum Stillstand gekommen. Hinsichtlich der Zahl der Todesfälle sind die Ergebnisse des Jahres 1909 wesentlich günstiger als die des Vorjahres, da trotz der beträchtlichen Zunahme der mittleren Bevölkerung 14246 Personen weniger als während des Vorjahres (d. i. um 3,73 Prozent weniger) in den Berichtsorten gestorben sind. Dies ist besonders der geringeren Säuglingssterblichkeit

zu verdanken. Im Jahre 1908 starben von 100 Lebendgeborenen 17,5 im 1. Lebensjahr, im Jahre 1909 nur 16,2. Was die Todesursachen aus dem Jahre 1909 betrifft, so sind erheblich häufiger als im Jahre 1908 nur die Selbstmorde gewesen, denn deren Zahl hat um 208, d. i. um 3,5 Prozent zugenommen. Unerheblich hat außerdem nur die Zahl der durch Scharlach und der durch Masern verursachten Sterbefälle zugenommen, nämlich zusammen um 49 oder 0,6 Prozent. Alle anderen bezeichneten Krankheiten, auch Verunglückungen (einschließlich Mord und Totschlag), haben seltener als im Jahre 1908 zum Tode geführt. Besonders beachtenswert ist die Abnahme der Todesfälle an Tuberkulose um 1258 oder 2,9 Prozent, ferner der an Keuchhusten um 826 oder 17,3 Prozent, auch der durch sonstige Krankheiten der



Die oft gehörten Klagen der Bierbrauer und Gastwirte, daß der Durst des deutschen Volkes sich nicht mehr auf seiner früheren Höhe hält, finden durch die neuesten statistischen Mitteilungen zwar eine Bestätigung, die umso deutlicher wird, wenn man das Wachstum der Bevölkerung im Reich um jährlich 85 000 bis 90 000 Köpfe gleichzeitig in Betracht zieht. An sich bleibt aber die Menge Bier und anderer alkoholisches Getränke, die im Jahre verbraucht werden, noch immer erstaunlich groß. Im letzten Berichtsjahre der Reichsstatistik belief sich die gesamte deutsche Biergewinnung auf 70 805 000 Hektoliter, zu denen noch 553 520 Hektoliter vom Ausland eingeführten Bieres traten, wofür das Reich bezw. die Einzelstaaten an Steuern und Zöllen 114 060 000 Mark vereinnahmten. Während in den dürstigen Jahren 1899

und 1900 auf jeden Deutschen, gleichviel, ob Mann oder Weib, ein Kind oder Greis, im Durchschnitt 125 Liter Bier kamen, sank der Verbrauch allmählich bis zum letzten Jahre auf 111 Liter. Auf annähernd der alten Höhe hat sich dagegen der Verbrauch an Trintbranntwein gehalten. Es wurden nämlich im letzten Jahre auf den Kopf der Bevölkerung 4,2 Liter Alkohol in den freien Verkehr geleitet, wobei zu berücksichtigen ist, daß dies etwa eine Menge von 111 Liter fertigen Getränkes entspricht. An Wein wurden in Deutschland 2 020 620 Hektoliter geerntet, zu dem allerdings noch 972 830 in Fässern eingeführten ausländischen Weines traten. Dem Staate trug der Branntweinverbrauch an Zöllen und Steuern den ansehnlichen Betrag von 176 009 9000 Mark ein.

Die kleine Braun.

Skizze von Josef Buchhorn.

Wachsend verlor.

UR. Tag für Tag sah sie über den verzwickten Plänen und blätterte in den dickleibigen Kursbüchern, und je weiter die Saison vorrückte, desto blässer und schmäler wurden ihre Wangen. — Dem wies sie die beste Reiseroute nach Lugano, und ihre Sehnsucht zitterte hinter den Zahlen her, die Stationen auf der Fahrt zu dem Süden waren, und je mehr entbedte sie die Wunder der Erde und wies den Zaubers Bogen und die herbe Schöne Nigens. Wieder andere wollten zur Eule und zum Lichtenstein. Und hatte sie ein paar Minuten lang an dem Rücken des schwäbischen Meeres geträumt, dann steuerte sie einige Augenblicke später durch die Wasser des Atlantischen Ozeans zu den Sektland- und Farn-Dez-Inseln.

Zugangskliffe — Dampfzerfahren — ob der D-Tag 7.20 nach München zu empfehlen oder der 8.30 vorzuziehen sei. Ob auf der Fahrt zwischen Basel und Luzern bequeme Gelegenheiten wären, Zwischenstationen zu machen? — „Fräulein, hier! — „Fräulein, da!“, unermüdlich ging das Frage- und Antwortspiel. Und wenn der Abend kam, wachte sie vor lauter Zahlen und Bügen nicht mehr, wo ihr der Kopf stand.

Wenn sie nur ein einziges Mal hätte ausspannen und in einer jener Wunderwelten landen können, die sie in Gedanken tagtäglich fast besuchte! Aber zu Hause wartete eine fische Mutter auf sie, und wenn die Arbeit des letzten Tages getan war, begann die Pflicht der stillen Nacht. Dann ging die Pflegerin, die sich um die Kranke sorgte, so lange sie auf dem Umte war. — Und doch! Trotz all der Lasten, die ihr nach Feierabend wurden, war sie nicht kleinmütig und zage. Im Gegenteil! Es hatte ihr etwas gefehlt, wenn sie bei ihrer Heimkehr nicht an das Bett der Mutter hätte treten und sie nach ihrem Befinden hätte fragen können.

Zu ihren Kollegen war sie gleich freundlich, und niemanden gab es unter allen, der sich irgendeiner Bevorzugung von ihrer Seite hätte rühmen können, trotzdem gar viele nach einer solchen verlangten. Denn ihre Art blieb nicht verborgen, und ihre selbstlose Aufopferung weckte Bewunderung und Ehrfurchung zugleich, und „Wer die kleine Braun einmal heimführt, der hat das große Los gewonnen“ ging es hier und da. —

Als eines Tages in dem Wesen der „kleinen Braun“ eine merkwürdige Veränderung eintrat. Sie legte mehr Wert auf ihre Blumen und Schlipse als vorher und hatte stets, im Gegensatz zu einst, irgendeine Schleife im Haar, eine dunkelrote oder eine dunkelgrüne, weil die am besten zu ihren kastanienbraunen Flechten paßten, — und ihr Antlitz, das sonst so unbeweglich lag, strahlte eine stille Heiterkeit und eine innere Zufriedenheit aus, und ihre blauen Augen lachten in den Tag, auch wenn Wolken seinen Glanz abblendeten.

Der junge Assistent Hans Menke, der die „kleine Braun“ vor allen andern in sein Herz geschlossen hatte, wagte sich zuerst an sie heran und erkundigte sich nach dem Befinden ihrer Mutter.

Da wurde sie wieder so ernst, wie sie es früher immer gewesen war, und schüttelte das kleine Köpfchen. „Ich danke für Ihre freundliche Nachfrage, Herr Menke; aber zu Hause ist es noch genau so traurig wie zuvor, — und allem Anschein nach will es da auch nicht besser werden.“

„So“, hatte der andere erwidert, „so; ich dachte nur, weil Sie — weil —“

„Weil ich?“ fragte sie erstaunt. „Dann“, lächelte er und war ein wenig verlegen, „weil Sie plötzlich so ganz anders, so — aufgetaut sind.“

Da wurde sie über und über rot und wandte dem jungen Beamten brüsk den Rücken zu. Was ging das den an, ob sie aufgetaut war oder nicht? Wenn sie aber geglaubt hatte, nun würde der sie ungeschoren lassen, dann irrte sie. Mit

Tränen war er ihr, wie es nicht mehr zu nahe und war auch in allem andern zurückhaltender als bislang. Zu Hause nur klagte er seiner alten Mutter das Leid, das ihn bedrückte, und glaubte ihrem Trost, es würde noch alles gut werden, weil er sich an ihn klammerte. Wer seine Blide ruhten auf der Arbeit der kleinen Braun und seine Blide folgten all ihren Gedanken, und eines Tages, er erzitterte bis in das innerste Herz hinein, hatte er sie durchschaut, hatte sie sich, ohne daß sie es wollte, ihm geöffnet. —

Ihren Arbeitsplatz gegenüber stand ein breiter, mit Broschüren und Kletterprogrammen bedeckter Tisch, der war für die jüngsten aus dem Publikum bestimmt, die sich selbst zu helfen verstanden, und ihre Pläne ohne amtliche Unterstützung zur Reife brachten.

Da hatte sich, wie seit Wochen schon gelegentlich, ein junger Mann niedergelassen, der mit einer Emigkeit und einem Eifer Prospekte durchsuchte und durchblätterte, Karten nachsah und verglich, als ob er das moderne Verkehrsweisen zu seinem Spezialstudium erwählt hätte. Menke folgte den Blicken der kleinen Braun, und das Leuchten, das in ihren Augen stand, verriet ihm mehr, als ihm lange Sätze hätten sagen können. Sie liebte, liebte den Menschen, der keine vier, fünf Schritte von ihm entfernt saß, und den er hätte erwidern mögen, weil ihm wurde, was er begehrte; wurde, ohne daß er große Anstrengungen zu machen, ja, daß er zu fordern brauchte, wo er seit einem Jahr schon eifrig, aber fruchtlos Hoffnungen gesetzt hatte. Hin und wieder, wenn der junge Mann von seinen Plänen aussah und in seinem Blättern innehielt, gab er mit unbefangenen Freimut der kleinen Braun einen ihrer fragenden Blide zurück, nicht ihr zu und lächelte sie an, und sie fante dann den feinen, fleischschweren Kopf und war rot bis unter die Haarwurzeln und in den Nacken hinein.

Ein paar Tage später — Menke hatte gerade in der Nähe der kleinen Braun zu tun — trat der junge Mann in das Bureau und wandte sich, ohne erst seinen Stammaplatz einzunehmen, sofort an das Mädchen, lächelte leicht seinen Hut und bat um zwei Rundreisebilletts, deren einzelne Stappen bis ins kleinste ausgearbeitet waren. Zuerst war die Beamtin feuerrot geworden, dann aber wich alle Farbe aus ihren Zügen, und sie wäre umgefallen, wenn Menke sie nicht schluchztig gestützt hätte. Er ließ sie auf einen Stuhl nieder und bat den jungen Herrn, morgen wiederkommen, da die beiden Billetts nicht sofort ausgearbeitet werden könnten. Der nicht Zustimmung, wünschte dem Fräulein eine gute Besserung und empfahl sich. Menke hatte nur einen flüchtigen Blick auf das Formular zu werfen brauchen, um alle Zusammenhänge zu entwirren: „Diplom-Ingenieur Herbert Ulrichs und Frau.“ Zwei Hochzeitsreise, kein Zweifel! — Arme kleine Braun! Und dabei war sie ihres Glücks so voll und genügt gewesen! Der Beamte vergaß sein eigenes Leid und bemühte sich liebevoll um das Mädchen. Das hatte sich nach kurzer Zeit wieder erhoben und sah müde und abgespannt drein. „Es ist schon vorüber. Ich danke Ihnen, Herr Menke!“

Am Abend aber sah er Mut und hat, sie nach Hause geleitet zu dürfen, und was sein Herz voll war, das ließ sein Mund über. — Er sprach die nicht von seiner Liebe, aber er versuchte, sie aus ihren haltlosen Träumereien wieder auf die Erde zurückzuführen.

„Machen Sie sich keine unnütze Mühe“, hatte sie mit einer weichen Reue erwidert, „keine unnütze Mühe, Herr Menke; — ja, ich gebe zu, ich hab' mich einmal in ein fremdes Revier verirren, aber Sie können mir glauben, daß das nie — nie wieder vorkommt... nie wieder...“ Und dabei flossen ihr die Tränen über die abgehärteten Wangen — und noch ehe er Zeit und Gelegenheit zu einem Worte des Trostes gefunden hatte, war sie durch die enge Haustüre in dem Treppenhause verschwunden.

Der Beamte stand erst einen Augenblick wie angewurzelt da, dann machte er langsam fehr. Diesmal war es ihm klar geworden, daß er nichts zu hoffen hatte.

daß die Träume, in die er sie und sich so oft eingeklinkt hatte, sich zerrissen waren. — Da sollte ein Schweigen das Haus, in dem tiefes Weh und grenzenlose Verunsicherung lagen. Das war — kein Zweifel! — die Stimme der kleinen Braun. So stürzte er ohne Befinden die finsternen Treppen empor, stieß da und dort an und traf auf dem obersten Absatz mit ein paar Hausbewohnern zusammen, die sich schon um eine ohnmächtig geordnete Frauengestalt bemühten. Er schob die Leute beiseite. Seine Ahnung: die kleine Braun.

„Aufs Sofa“, kommandierte er, „und Licht und Luft,“ ordnete er an, „ich hole einen Arzt.“

Als er nach wenigen Augenblicken schon mit einem Mediziner zurückkehrte, lag das Mädchen noch ohne Befinnung da. Während sich der Doktor um die Belohie bemühte, sah Menke in das Nebenzimmer. Jäh prallte er zurück. — „Ja, ja“, sagte eine von den Frauen, die aus einer anderen Etage des Hauses stammten, „das hat ihr den Rest gegeben. Wie sie heimkam, war die Mutter tot.“

Spät am Abend noch transportierte ein Krankenträger das junge Mädchen in Menkes Wohnung, wo seine Mutter die Pflege der an einem schweren Nervenleiden Erkrankten übernahm. Er selbst quatierte sich aus und sorgte zunächst für das Begräbnis der alten Frau Braun. Dann löste er den Haushalt des jungen Mädchens auf, schonte jede Erinnerung und behielt alle Reliquien, und wo bislang sein Zimmer gewesen war, baute er der kleinen Braun ein neues Nest.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie wieder zu sich kam und alles erfahren durfte. — „Ja, bin ich denn nicht zu Hause?“ Sie sah sich in ihrem Mädchenstübchen um. Die alte Dame nickte ihr lächelnd zu. „Wenn Sie wollen, mein Kind, ja, dann sind Sie zu Hause!“ Da kam ihr die Erinnerung an das, was gewesen war, und ihr Schmerz löste sich in langen Tränenfluten, dann wurde sie ruhiger, und Frau Menke mußte ihr Rede und Antwort stehen. Es blieb nicht aus, daß sie den Namen ihres Sohnes mehr, als ihr lieb war, und vor allem mehr, als ihm lieb gewesen wäre, nennen mußte; aber das Not auf den Wangen der kleinen Braun entschädigte sie dafür.

„Und wo ist er?“ fragte sie nach einer Weile zögernd, „daß ich ihn danken kann.“ Da lächelte die alte Dame schmerzhaft. „Er hat sich Hals über Kopf nach dem Osten verziehen lassen; denn er meinte, nun ich eine Tochter hätte, würde ich den Sohn wohl für einige Zeit entbehren können. Ich fürchte nur, daß es eine lange Zeit werden wird, ehe ich ihn wiedersehe.“

Die kleine Braun schwieg, und in ihrem Herzen war Ruhe, und sie fand ein stilles Glid in dem Gedanken, geborgen zu sein. Sobald sie konnte, nahm sie ihren Dienst wieder auf und sah wie vor dem über verzwickten Plänen und blätterte in dickleibigen Kursbüchern.

Eines Tages, der Sommer war wiedergekommen, und sie hatte sich vierzehn Tage Urlaub geben lassen, brach sie wie ein Wirbelwind bei der alten Dame ein: „Mutter, nun wollen wir zwei auch einmal reisen! Ja?“

„Wo sollten wir zwei wohl hinreisen, Mädel?“ Da sagte die kleine Braun die Mama Menke um die Taille, wirbelte sie durch das Zimmer, daß sie keinen Atem mehr fassen konnte, und jubelte lachend: „Zu ihm, zu unserem Hans!“

Wenn Mann und Weib sich wohl begehn
Und unverrückt beisammenstehn
Im Bunde reiner Treue,
Da geht das Glid in vollem Lauf,
Da sieht man, wie der Engel saß
Im Himmel selbst sich freue.
Rein Sturm, kein Wurm kann zerklagen,
Rann zernagen, was Gott giebet
Dem Paar, das in ihm sich liebet.

Mitteilungsorgane herbeigeführten Todesfälle um 2939 oder 5,4 Prozent, endlich der Sterbefälle von Säuglingen infolge von Magen- und Darmkatarrh um 6055 oder 14,8 Prozent.

Weinhäuser.

Die heutige Generation weiß so gut wie nichts mehr von einem Brauch unserer Vorfahren, die noch im Anfang des 19. Jahrhunderts geübt wurde, nämlich der Anlegung von Weinhäusern (Ostarien). Man sammelte die auf freiem Felde gefundenen oder auf Friedhöfen zufällig oder absichtlich wieder ausgegrabenen menschlichen Knochenreste, vor allem die Schädel, und speicherte sie in besonderen Gebäuden auf. In alten Romanen spielen diese an entlegenen Stellen errichteten, dem Volke unheimlich erscheinenden Weinhäuser als Stätten für geheime Zusammenkünfte und Beratungen, als Schlupfwinkel für lichtscheues Gesindel eine große Rolle. Nur noch einige sind erhalten und ihr Inhalt, der oft aus tausenden von Schädeln bestand, ist entweder in die Hände von Gelehrten gekommen oder kurzerhand beseitigt worden. Als Denkmäler der Pietät waren sie betrachtet worden und darauf wiesen auch die Inschriften hin, mit denen sie zuweilen geschmückt waren. In Schwellen lautete sie:

„Ist nicht eine sonderbare Klage,
Trennen Tausend in einem Grab?“
Das Ossuar von Renzberg sagt ernst:
So ist's recht,
Da liegt der Meister bei seinem Knecht!“
Und der Spruch an einem lothringischen Weinhause mahnt:
Liebe Brüder und Schwestern,
Wir waren noch gestern
Stark und gesund, wie Ihr;
Doch, morgen seid Ihr wie wir.“

Große Meisterkurse in Dortmund.

Die nächsten 8wöchigen Meisterkurse „Große Meisterkurse in Dortmund“ beginnen wieder am 9. Januar 1911 und zwar der 20. für Schreiner, 17. für Schlosser und Kunstschmiede, 19. für Schuhmacher, 21. für Schneider und der 5. für Dekorations-, Holz- und Wärmemaler. Neue Kurse für Klempner und Installateure für Gas und Wasseranlagen, sowie für Wagenbauer und Sattler sind in Aussicht genommen. Meister und solche Gesellen, die sich baldigst selbständig machen wollen, werden bei der Zulassung bevorzugt; des weiteren solche, die eine Prüfung abgelegt bzw. bereits angemeldet haben. In der Regel erhalten die Kursteilnehmer reichliche Stipendien als Beihilfe zum Lebensunterhalt. Unterrichtsmittel, Materialien, Maschinen, Werkzeuge u. a. werden in den Kursen unentgeltlich zur Verfügung gestellt; das 20. M. betragende Unterrichtsgeld kann in bedürftigen Fällen erlassen werden. Nachdem die bisherigen Meisterkurse in Dortmund mit sehr guten Erfolgen abgehalten worden sind, haben sie nunmehr eine noch weit umfangreichere Heimstätte gefunden, in den großen Werkstätten und Zeichensälen des von der Stadt Dortmund mit Unterstützung von über 1 Million M. erbauten Handwerker- und Kunstgewerbeschulhauses, das mit den modernsten Fachschuleinrichtungen, Werkzeugen, Maschinen, Vorbilderrahmen, Bibliothek usw. ausgestattet ist. Der Unterricht wird nach wie vor von anerkannt tüchtigen Fachlehrern erteilt. Ungefähr 650 Handwerker haben in den Meisterkursen seither ihre Ausbildung gefunden. Anmeldungen sind umgehend, spätestens bis zum 10. Dezember ds. Js. an den Leiter der Meisterkurse Direktor Hegling, Dortmund, Brüggemannstr. 25 einzureichen. Die weitestgehenden Handwerkskammern zu Dortmund, Arnsberg, Münster und Bielefeld sind gerne bereit zu jedweder Auskunft, Vermittlung, sowie Zustellung von Prospekten und Anmeldebordereaux der Meisterkurse in Dortmund.

Die Jugend und die Bibel.

Ueber dieses in unseren Tagen besonders einschneidende Problem im Rahmen der Jugendpflege verbreitete sich Erz. Prof. D. Bernhard Weiss in einem der letzten Hefte der „Inneren Mission“ in folgender hochbedeutsamer Weise: „Es tut der Jugend von heute nichts dringender, als auf den unerforschlichen Hellsen Grund der Schrift gestellt zu werden, an dem allein die alle Gewissheit einer untrüglichen Wahrheit und jede feste sittliche Norm auflösenden Wogen des Zweifels zerfallen. Das kann aber nicht geschehen durch die erbauende Anwendung der Schrift als einer Autorität, die dem eigenen Erleben der Jugend meist noch fremd ist, sondern nur durch Wiedergabe der Liebe zur Heiligen Schrift. Es muß doch auch dem jugendlichen Geist und weltlichen Sinne verständlich gemacht sein, wie in diesem Buch eine vielstündige, vieljährige Geschichte in den farbenreichsten Bildern an uns vorüberzieht, in der immer wieder der Kampf des Gottesreiches mit der Welt händelnd sich abspielt, bis Gott sein Erziehungswerk an der Menschheit fruchtete durch die Sendung des Heilandes. Es bietet doch die Geschichte dieses Heilandes eine von jedem Evangelisten immer neu entdeckte Reihe von Bildern, die um alle die in ihm erscheinende rettende, heilende und segnende Liebe Gottes vorführen. Es lebt doch in der Geschichte der Apostel, wie in ihren Briefen, der an immer neuen Umständen und Sündenböden geführte Beweis, daß die Verheißung der Gnade Gottes in Christo ein alles Alte überwindendes, neues Leben schafft. Der Nachweis ist leicht zu führen, wie überall die Anwendung auf alle unsere Zeit bewegenden Fragen sich von selbst ergibt, da ja die Bedürfnisse der Menschenwelt zu allen Zeiten dieselben sind. Wird die Schrift in diesem Sinne der Jugend aufgeschlossen, so muß sie dieselbe liebgewinnen und erkennen, daß sie ein Ideal uns vorhält, nach dem zu ringen es sich der edelsten Jugendkraft lohnt. Man soll die Schönheit, nach der die Jugend verlangt, nicht bloß auf anderen Gebieten suchen, wo sie ihr ja immerhin daneben geboten werden mag, sondern vor allem in der Heiligen Schrift, in der eine unergründliche Fülle davon liegt, wie nirgends sonst.“

Napoleon 3. und Elba.

Als sich im Jahre 1871 der Tag näherte, an dem der Kriegesgefangene von Wilhelmshöhe das Schloß bei Rastel wieder verlassen sollte, ging das Gerücht, daß Napoleon sich zur Erholung nach Elba begeben wolle, der kleinen Insel, die durch den Aufenthalt seines großen Vorfahren einen weltberühmten Namen erhalten hat. Als der Bürgermeister das Städtchen Portoferrato, der Hauptstadt der Insel, davon hörte, beeilte er sich, an den entthronten Kaiser der Franzosen ein Schreiben zu richten, das von allen maßgebenden Persönlichkeiten der Stadt unterschrieben war und in dem man Napoleon die Gastfreundschaft Portoferratos feierlich antrug und schloß, wie sehr man sich freuen würde, den Kaiser zu begrüßen. Der preussische Gesandte beim italienischen Hofe übernahm die Übermittlung des Schreibens. In der Kaiserin nationale veröffentlicht nun V. argo Cappelletti die Antwort Napoleons auf diese zuvorkommende Einladung der Portoferraten. Sie ist aus Wilhelmshöhe, 10. März 1871, datiert und lautet: „Herr Bürgermeister! Ich empfang die Adresse, in der mir die Bewohner von Portoferrato die Gastfreundschaft ihrer Stadt anbieten in dem Glauben, daß ich die Insel Elba zu meinem Wohnsitz erwählt hätte. Wenn auch diese Nachricht jeder Begründung entbehrt, so freue ich mich doch über dies Zeichen der Sympathie, das durch das Gerücht hervorgerufen wurde und mich wirklich gefreut hat. Ich bitte Sie, Herr Bürgermeister, sich zum Dolmetsch meines Dankes an Ihre Mitbürger zu machen. Ich grüße Sie aufrichtig. Napoleon.“

Das Ende der Niagarafälle.

Eine kurze Weile noch, und die berühmten Niagarafälle, die alljährlich Tausende von Fremden zur Bewunderung dieses herrlichen Naturschauspiels heranziehen, werden den letzten Rest ihrer imposanten Schönheit verloren haben. Die zahlreichen industriellen Anlagen, die die gewaltige Wasserkraft für ihre Zwecke auszunutzen, haben dem Landschaftsbild ohnehin schon einen grandiosen Zauber geraubt. Nun sind neue große Arbeiten im Gange, weitere Fabriken entstehen, und nach ihrer Vollendung wird der größte der Fälle, der eine Breite von 900 Metern hatte, auf 407 Meter zusammenschrumpfen. Andere Fälle werden nur noch 150 Meter breit sein, wo früher sich die Wassermassen in mächtigen Rastaden von 300 Meter Breite ihren Weg bahnten. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat sich nach Kräften bemüht, diesem Vandalismus entgegen zu arbeiten, aber alle Versuche scheiterten an dem Widerstande des Staates Ontario, der praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund stellt und auf die rasche Entwicklung seiner Industrie ein größeres Gewicht legt, als auf die landschaftliche Schönheit der Niagarafälle.

* Von der Großfürstin Sergius.

deren Gemahl, der Gouverneur von Moskau und Onkel des Zaren, bekanntlich am 17. Februar 1905 in seiner Equipage auf der Straße das Opfer eines Bombenattentats wurde, erzählt ein Mitarbeiter des Giornale d'Italia interessante Einzelheiten. Sofort nach der Katastrophe war die Großfürstin Elisabeth zum Schauplatz der Tat geeilt, hatte die im Schnee liegenden zerstückelten Überreste ihres Gatten gesehen und wollte nun sofort ins Gefängnis, um mit dem Mörder zu sprechen. Es kam auch zu einer Unterredung; als sie den Mörder verließ, lagte er nur, daß er keinerlei Reue über seine Tat fühle, aber wenn er die Großfürstin früher kennen gelernt hätte, würde er den Mord vermeiden haben. Diese Erklärung erregte die Großfürstin aufs tiefste, und sie beschloß, sich von der Welt zurückzuziehen. „Das moderne Leben entfernt sich immer mehr von den Lehren des Christentums und schafft so raffines neue Verberbnisse“, schrieb sie in ihr Tagebuch. Eine Zeit lang hielt es, die Witwe sei in ein Kloster gegangen. Nun weiß man aber, daß sie in Moskau ein Hospital und im Zusammenhang damit eine Schule für Krankenpflegerinnen errichtet hat, deren Zöglinge nach allen Teilen Russlands gehen. In dieser Schule hat die Großfürstin zwei kleine, einfache Zimmer inne, in denen sie wohnt. Das Institut führt den Namen „Martha-Maria-Stiftung der Barmherzigkeit“. Die Erziehung der jungen Krankenpflegerinnen und der Dienst im Hospital füllen heute das Leben der Großfürstin aus, und nur hin und wieder gönnt sie sich kurze Ferien um ihre Schwester, die Großherzogin von Hessen, zu besuchen.

Industrie, Handel und Verkehr.

Gfener Fruchtmart vom 21. November 1910.

Weizen inländ. 19,00–20,00 M. Weizen fremder 21,50–22,50 M. Roggen inländ. 14,25–15,25 M. Roggen fremder 16,50–17,75 M. Hafer inländ. 00,00–00,00 M. Hafer fremder 15,50–18,25 M. Buchweizen 18,75–19,25 M. Ruttengrütze 11,75–12,50 M. Mais 14,00–17,50 M. Weizenvorzucht 27,75–30,75 M. Roggenvorzucht 21,75–23,75 M. Weizenkleie 8,50–9,00 M. Rüböl inl. für 00,00–00,00 M.

Alles per 100 Kilo, frachtparität Gfien ohne Sach bei Abnahme von Doppeladungen mit Ausnahme von Mele, die mit Sach gehandelt wird.

Gfener Viehmarkt vom 21. November 1910.

Amlicher Bericht der Notermittlungskommission. Auftrieb: Großvieh 864, hiervon 139 Ochsen, 236 Kühe u. Bullen, 489 Kälber und Lämmer, 521 Kälber, 107 Schafe, 2961 Schweine. Preise für 50 kg Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgewachsene Ochsen höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren: 86–90 M. 2. Junge, fleischige, nicht ausgewachsene, ältere ausgewachsene Ochsen 82–84 M. 3. Mählig genährte junge – ältere Ochsen 75–78 M. Kalben und Lämmer: 1. Vollfleischige, ausgewachsene Kalben höchsten Schlachtwertes 83–90 M. 2. Vollfleischige, ausgewachsene Lämmer höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren: 73–81 M. 3. Ältere ausgewachsene Kalbe und wenig auf entwickelte jüngere Kalbe und Lämmer 73–76 M. 4. Mählig genährte Kalbe und Kalben 67–70 M. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgewachsene Bullen bis zu 5 Jahren: 80–82 M. 2. Vollfleischige, jüngere Bullen: 75–80 M. 3. Mählig genährte jüngere und ältere Bullen: 68–73 M. Schafe: 1. Mastlamm und jüngere Mastlamm: 82 M. 2. Ältere Mastlamm: 80–82 M. 3. Mählig genährte Hammel und Schafe (Mergschafe) 70–80 M. Preise für 50 kg Lebendgewicht. Kälber: 1. Doppelpelzer 75–85 M. 2. Feinste Mastkälber (Vollfleischig) und beste Saugkälber: 60–62 M. 3. Mittlere Mastkälber und gute Saugkälber: 52–58 M. 4. Geringere Saugkälber und ältere, gering genährte Kälber (Kreier): 40–50 M. Schweine: mit 20 Proz. Tara: 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1½ Jahren: 67–69 M. 2. Fleischige Schweine: 64–66 M. 3. Gering entwickelte Schweine, sowie Sauen und Eber: 58–63 M. Tendenz: Großvieh lebhaft Kleinvieh mittel.

* Bilder aus Tolstois Leben.

Tolstois erster Lehrer.

Am Eingang von Tolstois Leben, so wie er es in seinem „Buch der Kindheit“ geschildert, steht die wunderbare Gestalt eines echt russischen Bauern und Heiligen, des Bilgers Grigida. Diese Figur der Dichtung, die ein grandioses Symbol für das Leben eines Lebens und Lehren bietet, hat sein Urbild in der Wirklichkeit gehabt. Dieser Mann war sein erster Lehrer, der in seine Seele den tiefen Gehalt des Volksglaubens legte, durch den der faulische Gräbler nach langen Irrfahrten durch die Laborarbeit der Leidenschaften, der Wissenschaft und Kunst auf seines Lebens Höhe den Frieden der Seele fand. „Biel Wessler ist seitdem dahingeflossen“, schreibt Tolstoj in seiner Schilderung von diesem verstorbenen und begnadeten Geiste. „Viele Erinnerungen der Vergangenheit haben jede Bedeutung für mich verloren und sind längst verblüht und der Bilger Grigida hat längst seinen letzten Bilgergang getan; der Eindruck jedoch, den er auf mich hervorbrachte, das Gefühl, das er in mir erweckte, wird nie aus meinem Gedächtnis schwinden.“

Tolstoj als Student.

Tolstoj war schon als Knabe von einem tiefen Wissensdurst erfüllt, aber weder seine erste Bildung, die er zu Hause erhielt, noch sein Studium auf der Universität Kasan wukten seine Urneugier zu befriedigen. Als er in der Winterhalbjahr 1844/4 als „junger Mann“ aus altdalmem Gesinde mit guten Beziehungen in die Gesellschaft von Kasan eintrat, wurde der ideale und schüchterne Student von dem Glanze der großen Welt zunächst geblendet und fortgerissen. Aber seine Studien machten nur sehr spärliche Fortschritte. Bei solcher Form des Vernens schnitt Tolstoj bei den verschiedenen Examen schlecht ab. Nachdem er die Schlussprüfung des ersten Studienjahres nicht bestanden hatte, ging er zur Rechtsfakultät über, während er vorher Hörer bei der „Abteilung für türkisch-arabische Literatur“ gewesen war. Doch auch die Examina des Jahres 1846 fielen ungünstig für ihn aus; im selben Jahre zog er sich eine Strafe zu und mußte ein paar Tage in einer Zelle mit Eisengittern verbringen. Im Anfang des Jahres 1847 führte Tolstoj seinen bereits lange in ihm wachsenden Plan aus, die Universität zu verlassen. Unbefriedigt von den Quellen des Wissens, die ihm trübe und bumpy erschienen, entwarf er von dem oberflächlichen Leben der Gesellschaft, lehnte

er nach Hause zurück und suchte im Landleben und der Wirtschaft seines Gutes Befriedigung und die ach! noch so ferne Seelenharmonie.

Rausch und Kiste.

Nicht lange nachdem der Graf von seiner verunglückten Studentenzeit Genesung in der Einsamkeit und Stille der Natur gesucht hatte, begannen die beiden Dämonen, Rausch und Kiste, wieder ihren furchtbaren Kampf in seinem Innern. Er ging nach Petersburg, und nun begann jene Zeit, von der er später in seiner großartigen Lebensbeichte geschrieben: „Ich habe im Kriege Menschen getötet, ich habe Duellen ausgefochten, um andere zu morden, ich verlor beim Kartenspiel, vergebete das Vermögen, das dem Schweife der Bauern erpreßt war, züchtigte grausam die Leuten, schwebte mit leichtsinnigen Weibern und betrog die Männer. Rüge, Raub, Ehebruch aller Art, Trunkenheit, Brutalität und Mord, jede Schandtat beging ich; nicht ein Verbrechen gab es, das ich unterließ, und nichtsdestoweniger galt ich unter den Leuten meines Standes für einen verhältnismäßig moralischen Menschen. Dieses Leben habe ich zehn Jahre geführt.“ Diese Epoche der Vergnügungen war aber von furchtbaren Verzweiflungen unterbrochen. Die Passionen seines „völlig vertierten“ Lebens charakterisiert er einmal als „Spielwut, Hang zur Sinnlichkeit und Eitelkeit“, und empfindet die tiefste Reue über sie.

Wie Tolstoj Dichter wurde.

In den „Bekenntnissen“ seines Alters hat Graf Tolstoj erzählt, daß er in der tiefsten Zeit seiner Verberbnisse „aus Eitelkeit, Gewinnucht und Hochmut“ angefangen habe, zu schreiben. „Wie oft habe ich während des Schreibens mein Hirn zermartert, um unter der Masse der Gleichgültigkeit oder des Scherzes die Selbstucht nach Höherem zu verbergen, die den wirklichen Inhalt meines Lebens bildete!“ Das abenteuerliche Leben als Soldat, die ideale Leidenschaft für ein schönes Kosakenmädchen, das ganze gesteigerte Lebensgefühl, das in dieser ersten, wirklich tatenreichen Periode seines Lebens in ihm erwachte, ließ den Beruf des Dichters in ihm mächtig werden. Mit greifbarer Anschaulichkeit stehen die Visionen seiner Kindheit vor ihm, und ihm selbst fast unbewußt, entziehen so die Bilder seines ersten Buches, „Kindheit“. Er schloß das Manuskript am 2. Juli 1852 an Nekrasoff den Herausgeber der damals wichtigsten Zeitschrift, des „Zeitgenossen“. Und Nekrasoff erkannte sofort den großen Dichter. Am 6. September vollzog sich das große Ereignis der russischen Literaturgeschichte: unter der geheimnisvollen Chiffre „L. N. T.“ erschien das Erstlingswerk des Mannes, der seiner heimatischen Dichtung den Weltruhm erobern sollte. Das Buch mit seiner fabelhaften Analyse der kindlichen Welt, das den Urstok zu einer ganz neuen Betrachtung gab, erregte gewaltiges Aufsehen; alle Welt wollte wissen, wer dieser gemeinsovolle „L. N. T.“ ist; aber der Name des Genies wurde der Allgemeinheit erst bekannt, als Tolstoj nach dem Krimkrieg in den Kreis der Petersburger Literaturwelt eintrat und nun unter den Mitarbeitern des „Zeitgenossen“ an weithin sichtbarer Stelle stand.

Tolstoj als Bräutigam.

In Tolstois Leben hat die Liebe während seiner Sturm- und Drangjahre eine große Rolle gespielt. Nur einmal, im Jahre 1856, wurden seine Empfindungen im Innersten aufgewühlt durch eine große Leidenschaft für eine junge Dame der Mosauer Gesellschaft, deren beseligende Strahlen und qualvolle Schatten in seiner Erzählung „Familienglied“ aufstiegen. Aber der reife Mann sehnte sich nach dem Glid der Ehe, wenn gleich er fürchtete, daß ihm, dem Kuch- und Schulbedarfen, als der er sich selbst bezeichnete, diese reinen Freuden nicht beschieden seien. 1862 war er, unbefriedigt von seinen schriftstellerischen Arbeiten und seinen pädagogischen Bestrebungen, wieder in eine Periode des dumpfen Britens geraten, in der er sich dem Spielteufel von neuem ergab. Da tauchte wie ein Gebild aus besseren Höhen die Gestalt eines jungen Mädchens vor ihm auf, das er seit seiner Kindheit kannte und das nun zur holden Jungfrau herangewachsen war. Es war die Tochter des Dr. Bers, bei dem er viel verkehrte. Von quälenden Zweifeln und Anklagen nur geführt, wuchs seine Liebe immer mehr an. „Denke doch nicht an Ehe, du häßlicher Kopf!“ ruft er sich in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen zu: „Dein Beruf ist ein anderer, und er hat viel gekostet.“ Aber mit magischer Gewalt zieht es ihn zu dem Mädchen hin, und so kommt es zu jenen Szenen der schüchternen Werbung, wie er sie an „Anna Karenina“ bei der Liebeserklärung Lewins an Kitty festgehalten hat. In einer Chiffre, die nur in den Anfangsbuchstaben der Worte besteht und die das Mädchen errät, ohne vorher eingeweiht zu sein, bittet er sie um Herz und Hand. Doch als er ihr gleichgültiges Verhalten erfährt, will er keinen Schatten einer Unwahrheit zwischen der Geliebten und sich aufkommen lassen. Er gibt ihr alle Tagebücher aus seiner Junggelehrtenzeit zu lesen, mit den wilden Selbstanklagen und den vollkommen schonungslosen Beschreibungen seiner jugendlichen Fehltritte, seiner schweren Konflikte. Aber die starke Liebe des Mädchens überwindet auch die Qual, die ihr diese Bekenntnisse bereiten, sie gibt sich ihm zu eigen, und am 23. September 1862 findet die Hochzeit statt, acht Tage nach der öffentlichen Verlobung.

Das historische Dienstmädchen.

Schon vor 400 Jahren tauchte die Dienstmädchenfrage in der deutschen Literatur auf und fand der Stand seine Angreifer und seine Verteidiger. Der Sittenschilderer B. Ringwald besang sogar in „Die lauter Wahrheit“ die fromme Magd:

Ein frome Magd von gutem Stand
geht ihrer Frauen fein zur Hand,
helt Schüssel, Tisch und Teller weis
zu ihrem und der Frauen preis.
Sie tregt und bringt kein neue mer,
geht still in ihrer Arbeit her,
ist treu und eines kuschens muhts
und tut den Kindern alles guts.
Sie ist auch munter, hurtig, frisch,
verbringt ihr geschaffte reich,
und helts der Frauen wol und gut,
wenn sie um Schaden reden tut.
Sie hat dazu ein fein geberd,
helt alles sauber auf dem Herd,
verwart das Feuer und das Licht
und schlummert in der Kirchen nicht.

Dieser exemplarisch trefflichen Dienerin wird denn auch der „Segen“:

„Eine solche Magd und Dienerin
wird wegen ihrer frommen Sinn
geliebt, gefördert und darnebn
von guten Leuten ausgeben.
Der Herr, dieweil sie wohl getan,
bescheret ihr einen guten Mann,
bei dem sie Nahrung alle sat
und einen guten Samen hat.“

Seufzer war offen, Was fuhr aus dem Schloß empor, als legten sogar ihnen die Perle einen

nd der Be
ach! noch

erungslüften
der Natur
Rausch und
im Innern.
it, von der
leben: „Ich
ausgefochten,
vergebete war,
recht war,
sichtsinigen
ebruch aller
diat beging
und nichts-
standes für
des Lebens
er Vergnügen
Lebens cha-
lichkeit und

raf Tolstoi
bnis „aus
habe, zu
Schreibens
gleichgültig-
em zu ver-
bilde!“
Lebens-
riebe seines
Dichters in
heit stehen
selbst fast
des „Kinde-
1852 an
Zeitschrift,
den großen
Ereignis
minisvollen
s Mannes,
bern sollte
iden Welt,
ab, erregte
wer dieser
des Genies
i nach dem
welt eintrat
an weithin

er Sturm-
einmal, im
sten aufge-
Dame der
und qual-
aufstehen.
Ehe, wenn
deladenen,
enden nicht
inen schiff-
strebungen,
aten, in der
ste wie ein
ngen Wä-
te und das
es war die
Von quä-
seine Liebe
u häßlicher
ungen zu:
stet.“ Aber
en hin, und
erbung, wie
ing Lewins
die nur in
das Wä-
er sie um
Fühlen er-
wischen der
alle Tage-
den milden
Beisören
Konflikte.
h die Qual,
n zu eigen,
statt, acht

en.

botenfrage
stand seine
bilderer B.
rheit“ die

dem auch

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Die beiden Deserteure.

Roman aus dem Seelenleben
von Georg G. Monts.

Die großen Modellschiffe auf den Korridoren, die an den Wänden angebrachten Speere und Bajonette und abenteuerlich geformten Japanschwerten, die blauen Gewehre in den langen Ständern, alles schien plötzlich Leben bekommen zu haben, strahlte den Matrosen freundlich an, und der schimmernde Stahl warf silberne Reflexe, die ihm in die Seele drangen.

„Junge, ich glüh, du hast es fitten weg,“ sagte Schürmer zu sich selbst, als er dann unter der blauen gemürfelten Decke auf dem Strohlager lag und die wunderlichen Gedanken und das bestemmende Angestrichel noch immer nicht weichen wollten.

Er sah noch lange in das jammende Mondlicht und lauschte auf das Traulen des Windes, der in dem Frühlingssahnen draußen umherirrte.

Es war bald Morgen, als sich seine müden Augen schloßen.

Und da nahm kein erquickender gesunder Schlummer Platz an seinem Lager, sondern ein bleiernes Schummerherverien, das ihn seine Ruhe finden ließ.

Ein Rippenschoß wachte ihn plötzlich aus seinen gegen Morgen ruhiger gewordenen Träumen und zu gleicher Zeit riß eine Hand seine Bettdecke hinweg.

Beistürzt fuhr Schürmer hoch.

Das Gaslicht brannte schon 7 zuckend, mit ungewissem bläulichen Schein, und er sah, daß die Kamertaden bereits beim Aufstehen waren.

„Aha, Freund Schürmer,“ sagte eine polternde Stimme an des Matrosen Ohr, „Freund Schürmer, dem vier Wochen noch nicht genügt haben, um auszu-schlafen.“

Es war der Unteroffizier vom Dienst — Kling.

„Warte, mein Freundchen,“ schimpfte der weite, „Baldraum schon sollst du mit nachher; eine halbe Stunde lang. Da wird dir das Schlafen schon ver-gehen.“

Schürmer hatte sich bei den ersten Worten des Unteroffiziers bereits erhoben und angelächelt. Ohr-seigen hätte er sich mögen, daß er sich gerade dem gegen-über eine Bißgebe gegeben hatte.

Schweigend trank er seinen Kaffee und trat dann zu der Stralarbeit hinaus.

Es mochten etwa fünf Minuten vergangen sein, da hörten die in der Stube Zurückgebliebenen draußen

einen unterdrückten Schrei und unmittelbar darauf einen schweren Fall.

Einen Augenblick später ging die Tür offen und Schürmer trat herein: totenbleich und mit sich selbst blühend. Schürmer ließ er sich auf einen Stuhl fallen und ein dumpfes Stöhnen kam aus seiner Brust.

Man drang von allen Seiten mit Fragen auf ihn ein.

„Was ist los? Wo ist Kling? Was hast du? gling es wird durchgefallen.“

Aber der Gefragte gab keine Antwort. Er hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und weinte still vor sich hin.

Draußen vernahm man Schritte und das Aufstoßen von Gewehren. In der geöffneten Tür standen der De-ottizier vom Dienst und drei Mann von der Kalernen-wache.

„Obermatrose Schürmer,“ rief der Oberbootsmann. „Hier,“ entgegnete der Gefragte, „Lind es lag eine Welt von Resignation in diesem „Hier.“

„Sie sind mein Arrestant,“ fuhr der Detektiv fort, „kommen Sie mit zur Wache.“

„Eist hat er meine Schwestern verführt und dann noch meinen Vater beschimpft,“ murmelte er im Hinaus-gehen nach den schon zur Seite stehenden Kameraden hin. „Da konnte ich mich nicht mehr halten und habe ihn niedergeschlagen.“

8. Kapitel.

Der Mond, der gute Gelelle, der Schürmer wie schon so manches Mal seinen Weg erleuchtete hatte, war wieder voll und blaut. Gemächlich erklomm er seinen steilen Berg und je höher er kam, um so reicher rann sein Silber hinab auf die Stadt, die Jabe und die be-wehrten Forts.

Dort machte gerade Waldmeister Vint sein abend-liche Runde und pfiff vergnügt vor sich hin.

„Lind als er zur Signalstation kam, meinte er zu Schleusenmeister Riper, in den nächsten acht Tagen halte das trockene Wetter an, der Mond scheint nicht umsonst so hell.“

„Lind brumme: „Was verheißt du vom Wetter!“

Dann ließ er seinen Blick hundertfährten, gerade auf das große Arrestgebäude. Er wollte jene, die da drinnen ihren Beschäftigung oder ihre Dummheit buchten, auch ein wenig erfreuen.

fenster war offen, Eva fuhr aus dem Schlaf empor, als Hans sich hinunterbeugte und abtätigte.

Mit ihren Augen sah sie ihn in die Tiefe stürzen. Was das Kind im Leben nicht fertiggebracht, der Tod vermochte es.

All die bisher zurückgebrängte, nicht eingeklandene Mutterliebe erwachte in ihr, all die Bärtigkeit, die sie dem Lebenden vorenthalten, dem Toten wurde sie zuteil.

Ihr Schmerz broche sich in Trübsinn zu wandeln, eine unbegreifliche Sehnsucht nach der fernem Heimat überkam sie.

Einmal nur noch nahm sie den Winkel in die Hand, um dem Genius des Friedens ihres toten Liebling's Blicke zu geben.

Dann kam sie zu mir.

Wie ihr Carlos sie hatte gleiten lassen können, ob er's gern getan, habe ich nicht gefragt; sie hat ihn nie mehr erwähnt; einmal in ihrer Krankheit, als sie sie bat, ihm schreiben zu dürfen, schüttelte sie den Kopf.

Ich war sehr genug, ihr nachzugeben! War ich hoch froh, daß ich meinen lieben Wandervogel wieder-hatte, wieder bei mir, wenn auch mit gebrochenen Schwin-gen und nicht für lange.

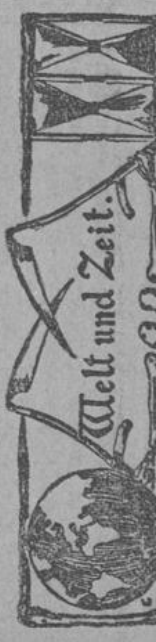
Gleich, als mein Mann sie nach ihrer Rückkehr ge-sehen, sagte er mir's, daß ich sie bald hergeben müßte. Ihre ohnehin zarte Natur hatte sich wohl nach des Kindes Tode keine Schonung und Mühsicht aufgelegt; eine Erklärung, daß ich eine Bungenentzündung zu-nehmen würde, brachte sie mir nur der Seiten bauernde Wundung bringen, erklärte mir mein Johannes.

Davon wollte Eva nichts hören.

Da einem Maintage haben wir sie zur Wache ge-bettet; es war die letzte Stelle auf dem Dorfschloß.

Das Bild hängt in meinem Arbeitsstübchen. Den Vorhang habe ich weggenommen; er macht's unnötig auffällig und würde mir zuviel Fragen anregen.

Nur vor ihrem Tode, dem sie ruhig entgegen-sah, schrieb sie mir Verse auf. „Die sollen auf meinen Grabstein, Hans.“ Ich habe sie hineingezeichnet lassen; die Bank an Grabe ist mein Auspost geworden; die Stelle in meinem Leben, an der ich Wallung hatte, wenn's einmal trübe Tage gibt; der Ort, an dem ich meine Seele, wenn sie wieder einmal ins Welt wandern will, zur Ruhe bringe; der Ort, der mir immer wieder predigt: „Friede, Friede sei mit dir!“



Modellers Verände. Eine kleine Staatsaktion, bei der es sich um Modeller handelt, beschaffte unlangst wieder einmal die Amerikaner, für die ja alle Angelegenheiten des großen Mannes von höchster Wichtigkeit sind: des „Keto-temönigs“ neue Pariser Perle war von den Goldschärdan befolgsam worden, weil ihr Wert zu gering angegeben sein sollte. Die Perle kam aus Paris an, und ihr Wert war mit 240 M. bewertet. Dem durchdringenden Blick der Bollbeamten entging es aber nicht, daß dieses Wunderwert der französischen Geisteswelt, das die Kieselgröße des reifsten Mannes der Welt zu verdecken bestimmt war, von einem Haas von so garer Schattierung und so wunderbarer Weichheit gefertigt war, daß es augenscheinlich viel kostbarer sein mußte. Eine sorgfältige Untersuchung, die insgeheim eingeleitet wurde, ergab die Tatsache, daß das Haar einst auf dem Kopfe einer bekannten Schönheit der Pariser Gesellschaft gewachsen war und daß es mindestens einen Wert von 500 M. hatte. Sie, kaudige amerikanische Perlenmacher



Die Jungfrau von Orleans als englische Brautjungferin.

Die Welt heilt alle Wunden. Während sich die Jungfrau von Orleans bei den französischen Machthabern gegenwärtig keiner uneingeschränkten Bewunderung und Liebe erfreut, jubelt man ihr in England zu, und eine Szene aus der Schlacht, in der die Franzosen die Engländer zu Paaren trieben, ist ihr in der französischen „Chauvinismus“ aus, sondern findet in der „antike cordiale“ freundschaftlichen Beifall. Percy Wadswode hat aus den Daten der kriegerischen Jungfrau ein wunderschönes melodramatisches Theaterstück gemacht und im Wadswode-Theater ist das Publikum begeistert. Im ersten Akt kann man ein wundervoll stimmungsvolles Schauspiel sehen und später, als der Akt zu trüblich gekünstelt der Jungfrau fassen möchte, tritt aus einem Baumstamm ein prächtiger goldener Engel und treibt mit einem elektrischen Schwert den gütigsten Gestalt in die Flucht. Tagesspion erschienen bei passender Gelegenheit, und verschwinden wieder hinter Gasgelenken manche Vellige, und die Schlachtene im dritten Akt ist noch der Aussage eines Londoner Kritikers so herrlich ar-rangiert, daß selbst Verbohm-Tee es nicht besser machen könnte. . . . Den Beschluß bildet das Märchen der Jungfrau in Wonen. Wenigstens es nicht geeignet werden kann, daß die Werke dieses Dramas sehr ärmlich, die Struktur theatralisch und das Ganze von Poetie ziemlich freigeschaltet ist, so sind die Engländer des Wadswode-Theaters doch ent-zückt; die Begeisterung für die französische Kriegeshebin, die einst die Briten aus Orleans vertreibt, kennt keine Grenzen. . . .

Ein Doppel aus Mittelamerika. Ein Reisender hatte die Nacht in einem Dorfe zugebracht, an dem ein Bach vor-überfloss. Eine orientalische Brücke war nicht vorhanden, aber man hatte doch in einer Furt eine Anzahl Steine in den Bach geworfen, so daß man von einem zum andern springend den Bach passieren konnte. Dem Reisenden gelang dieser Ubergang auch vollkommen. Als er am nächsten Tage aber noch einmal den Bach überqueren wollte, sah er zu seiner Überraschung, daß in der Mitte des Baches ein Stein von der improvisierten Brücke fehlte. Er ging zum Dorf zurück und fragte: „Aber warum haben Sie denn den Stein in der Mitte weggenommen? Seit kann man ja nicht mehr trocken Fußes den Bach passieren.“ Da erhielt er die verdächtige Antwort: „So, lieber Herr, das war ja gar kein Stein. Das war ein — Kaiman. Er schlief gestern dort. Seit ist er aufgewacht und fortgeschwommen.“

Einmal.

Eine offene Frage. „Die alte Geschichte,“ rief der Gatte mit einem tiefen Seufzer aus, indem er die Zeitung aus der Hand legte. „Da hat schon wieder ein Mann Selbstmord begangen, weil sein Heim so ungemütlich war.“

„Und ist es dadurch gemüthlicher geworden,“ fragte seine Frau, „oder hast du von nichts in der Zeitung?“

